Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an: Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. Juli 1901.—Heft 7.

Literaturbericht.

Von G. Deutsch.

Die Lückenhaftigkeit des größten und besten Geschichtswerkes, das wir besitzen, des noch immer unübertroffenen Werkes von Grätz, zeigt sich immer mehr, je mehr Material durch Detailwerke zutage gefördert wird. Besonderen Grund zur Klage in dieser Richtung giebt uns die Vernachlässigung der Geschichte der russischen Juden. Sie, die vielleicht die Majorität aller Juden der Welt, auf alle Fälle einen beträchtlichen Prozentsatz derselben bilden, sind von Grätz sehr stiefmütterlich behandelt worden. Zum Theile war das allerdings nicht zu vermeiden, denn die Vorarbeiten sind nicht weit genug gediehen, die Archive sind nicht zugänglich, und derjenige, der eine allgemeine Geschichte der Juden schreibt, muß nicht der polnischen und russischen Sprache in solchem Maße mächtig sein, als nöthig ist, um Quellenstudien zu betreiben. Trotzdem hätte Grätz ein allgemeines Bild der russisch-jüdischen Geschichte geben können, indem er die humanitären, mystischen Bestrebungen Alexander I. zur Verbesserung der Lage der Juden, die zwischen wohlwollender Autokratie und gewaltthätiger Despotie schwankenden Prinzipien Nikolaus I. und die auf der Stufe der westeuropäischen Judengesetzgebung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stehenden Maxime Alexander II. zusammenhängend zur Anschauung gebracht hätte. Er hat das versäumt. Noch schlimmer hat er aber gesündigt, indem er die bedeutendsten literarischen Erscheinungen im russischen Judenthum unberücksichtigt ließ. Eine solche ist

Abraham Mapu, der Held der uns vorliegenden Biographie,*) durch die sich der Verfasser, Ruben Brainin, ein entschiedenes Verdienst erworben hat.

Wie sehr Grätz mit zweierlei Maß gemessen hat, sieht man an der Thatsache, daß er dem Dichter Ludwig Steinheim sieben Seiten widmet, während Mapu und M. A. Günzburg nicht einmal erwähnt sind. Wer hat heutzutage Steinheims Gesänge des Obadjah oder seine Religionsphilosophie gelesen, und wann haben diese Werke überhaupt einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt? Hingegen ist Mapus Roman „Zionsliebe" in fünf Auflagen erschienen und wird noch heute von Tausenden gelesen, ja, man darf kühn behaupten, daß dieses Buch Tausenden von jungen Leuten in Polen und Rußland die Augen darüber geöffnet hat, daß es außer dem Talmud noch andere lesenswerthe Bücher giebt, daß die Welt noch andere Interessen hat, als die Lösung einer schwierigen Stelle in den Glossen der Tosaphisten, und daß die Bibel nicht nur dazu da ist, um zu verrückten Einfällen die Folie herzugeben.

Mapu war einer der hervorragendsten Führer der „Haskala" oder der Aufklärungsbewegung unter den russischen Juden. Diese Aufklärungsbewegung schloß sich an die Mendelssohnsche Schule in Deutschland an. Gleich ihr versuchte sie zunächst die Juden aus ihrer geistigen Isolirung zu befreien. Durch allgemeine Bildung sollte ihre materielle Lage gebessert und ihr Anspruch auf Erlösung von dem politischen Drucke, unter welchem sie schmachteten, begründet werden. Dazu half die hebräische Sprache, denn sie war dem nach Bildung dürstenden jungen Manne am zugänglichsten und erlaubte ihm auch, seine Gesinnungsänderung ein Weilchen zu verbergen, da die hebräischen Typen die Mutter oder den Schwiegervater täuschten, welche ein „Trephe-Posul" (ein Buch in einer modernen Sprache) nicht geduldet hätten.

Das äußere Leben des Dichters ist freilich nicht sehr abwechslungsreich. Er war als Sohn eines armen Privatlehrers am 10. Januar 1808 in Kovno geboren, begann hebräisch zu lernen, als er nur sprechen konnte und wurde in den Talmud eingeführt, als er fünf Jahre alt war. Mit zwölf Jahren war er schon ein tüchtiger Talmudist und gab den Eltern Hoffnung, daß er einst eines reichen Mannes Tochter heimführen werde, der einzige Weg, auf den der Sohn eines armen Mannes in Lithauen sein Glück machen kann. Natürlich wird der Mann mit 17 Jahren verheirathet, lebt im Hause seines Schwiegervaters und bringt seine Zeit im Beth Hamidrasch zu. Nach einigen Jahren verliert der Herr Schwiegerpapa sein Vermögen und der arme Mapu muß sein Leben als Hauslehrer, getrennt von seiner Familie fristen. Das ist so ziemlich typisch. Das Einzige, was von dem gewöhnlichen Typus fehlt, ist, daß sich Mapu nicht von seiner ersten Frau geschieden hat. Nach Jahren gelingt es ihm, an der jüdischen Schule seiner Vaterstadt eine Stelle als Lehrer der deutschen und hebräischen Sprache zu erhalten, die mit dem fürstlichen Gehalte von 300 Rubel per Jahr salarirt wurde. Häuslicher Kummer, verursacht durch seine drückenden Verhältnisse und durch Krankheit seiner beiden Frauen, ein schweres Nervenleiden, das ihm zeitweise das Halten einer

*) R. Brainin: Abraham Mapu, sein Leben und seine Werke, Piotrkov 1900. 150 Seiten in hebräischer Sprache.

Feder unmöglich machte, waren nicht geeignet, ihm literarisches Schaffen zu erleichtern, trotzdem — und das muß seinen dauernden Ruhm begründen — wurde er ein bahnbrechender Geist auf dem Gebiete der jüdischen Literatur. Vor ihm hatten allerdings die aus der Schule Mendelssohns hervorgegangenen Männer die hebräische Sprache zu Zwecken der allgemeinen Bildung nutzbar gemacht. Aus diesem Bestreben entstand die Zeitschrift „Measef," der Sammler. Sie brachte meistens Uebersetzungen und Aufsätze, die die billige seichte Aufklärung des Zeitalters unter den Juden verbreiten sollten. Trotzdem hatte sie eine große Mission erfüllt; sie diente der Kultur. Besonders den Ländern der ehemaligen polnischen Krone brachte sie die erste Nachricht einer neuen Weltanschauung. Dort wurden Männer, wie A. B. Lebensohn und M. A. Günzburg zu ähnlichem Schaffen angeregt. Ihre poetischen Versuche, meistens Verherrlichungen von allerhöchsten Geburtstagen und ähnlichen Ereignissen in Byzanz, sind freilich ziemlich hölzern, aber sie waren immerhin eine Erhebung aus der furchtbaren Geistesverödung des ausschließlichen Rabbinismus. Ihnen folgte Kalman Schulmann mit seiner Uebersetzung von Eugen Sue's „Mysterien von Paris." Es war jedenfalls eine kuriose Geschmacksverwirrung, die Sprache der Propheten für die Schilderung der Welt der Cocotten zu verwenden. Mapu fühlte das, als er den Entschluß faßte, eine Erzählung aus echt-jüdischem Leben in hebräischer Sprache zu schreiben. Gleich Schulmann und den anderen Maskilim, an der französischen Literatur genährt, war ihm doch die Erkenntniß aufgegangen, daß der hebräische Genius nur auf hebräischem Boden sich geltend machen könne. So schrieb er seinen ersten Roman „Zionsliebe," der in Palästina zur Zeit der Blüthe des jüdischen Volksthums unter König Chiskijah spielt. Das Buch erschien im Jahre 1853 und hatte unter der Jugend einen geradezu phänomenalen Erfolg. Besonders der später als hebräischer Romandichter so berühmt gewordene Peter Smolensky schrieb an Mapu Briefe, voll der begeistertsten Bewunderung. Weniger Erfolg hatte ein zweiter Roman aus biblischer Zeit „Samarias Schuld," der in der Zeit König Achas' spielt; hingegen ist sein letzter Roman „Der bunte Habicht" (nach Jer. 12, 9.) ein Meisterstück. Es kommt freilich in erster Linie darauf an, wie man über historische Romane im Allgemeinen denkt. Ich muß gestehen, daß ich sie im Prinzip für falsch halte, es wäre denn, daß sie, wie Ebers' „Homo sum" oder Scheffel's „Eckehard" eine Idee zur Anschauung bringen, die nur im Rahmen einer anderen Zeit sich zur Anschauung bringen läßt. Wir sehen oft genug, welch' arge Mißgriffe christliche Autoren thun, wenn sie jüdisches Leben zur Darstellung bringen. Wie wollen wir nun die biblische Zeit darstellen, deren inneres Leben uns nur aus den dürftigen biblischen Quellen zugänglich ist!

In seinem letzten Roman hat Mapu seine Umgebung geschildert. Er legte in diesem Buche seine eigenen Ideale, Erlebnisse und Erfahrungen nieder. Sich selbst zeichnet er in dem Lehrer Nehemiah, der das wahre Judenthum mit weltlicher Bildung verbinden will; seine Feinde bildet er ab in dem Spitzbuben Gaal, der sich mit den Fanatikern alliirt, um den armen, rechtschaffenen Jerocham zu ruiniren. Seine Bitterkeit gegenüber den Frommen

spiegelt sich in den verschiedenen Intriguants ab, die er in seinem Roman zur Darstellung gebracht hat, so in dem Schadchen Nachschon, der alles verkuppelt, was nur Mann und Weib ist, und schon auf die Scheidungen spekulirt, um weitere Geschäfte zu machen, in dem schon genannten Gaal, der sich von seinem Schwiegersohne, einem angeblichen Paläſtinenser, die Hälfte seines Antheils am Jenseits schriftlich zusichern läßt, aber seinem sterbenden Weibe das Zehntel davon verweigert, das sie gerne hätte. Die Ehebrecherin, die ein Sefer Thora schreiben läßt und sagt, Gott müsse fleischliche Sünden verzeihen, aber Sünden gegen die Speisegesetze könne er niemals vergeben, zeigt uns ebenfalls die Bitterkeit, mit der Mapu das Judenthum seiner Umgebung behandelt. Unter solchen Umständen müssen wir die geistreiche Anekdote für wenigstens historisch möglich halten, welche uns Brainin mit großer Reserve erzählt. Mapu soll einst im Beth Hamidrasch gewesen sein, als einige Fromme über eine schwierige Stelle im Talmud disputirten. Mapu gab eine Erklärung, die Allen einleuchtend schien. Aergerlich darüber, daß ein solcher Freidenker die Frommen beschämen sollte, sagte einer der Letzteren: Ihr müßt doch ein gutes Gedächtniß haben, wenn Ihr das noch wißt. Mapu erwiderte gelassen: „A Narischkeit gedenkt siach."

Als pädagogischer Schriftsteller und als Lehrer ist Mapu jedenfalls weniger bedeutend gewesen. Für die Schwierigkeit, darüber Genaues zu erfahren, giebt uns der gewissenhafte Biograph ein interessantes Beispiel. Einer von Mapus Schülern, der Arzt Dr. Feinberg in Kovno, sagt, daß Mapu außerordentlich anregend auf seine Schüler gewirkt habe. Ein Anderer sagt wieder, Mapu sei kein Lehrer gewesen, er wäre stets übler Laune, auch sonst ein Sonderling mit komischen Eigenheiten gewesen. Das Letztere ist psychologisch wahrscheinlicher bei einem Manne, der den Elementarunterricht gewiß als eine Last betrachten mußte, die ihn von anderweitigem Schaffen abhielt, und der überdies mit häuslichen Sorgen zu kämpfen hatte und selbst leidend war. Die letzten Jahre seines Lebens waren besonders durch Leiden verbittert. Er begab sich nach Königsberg, wo er durch eine Operation Linderung zu finden hoffte, starb aber daselbst am 9. Oktober 1867, am Versöhnungstage. Ueber die gegen den verstorbenen Bamberger gerichtete Bemerkung habe ich bereits in No. 4 gesprochen und verweise auf das Zeugniß des wackeren und gelehrten Dr. Bloch in dieser Nummer. Brainins Berichtigung in der „Allgemeine Zeitung des Judenthums" vom 17. Mai macht die Sache noch schlimmer, denn, wenn diese offenbare Verleumdung schon vorher ausgesprochen war, dann war es erst recht Brainins Pflicht, seine Quelle anzugeben. Auf alle Fälle hätte er, wenn diese Geschichte überhaupt in eine Biographie Mapus hineingehörte, solche hämische Glossen, wie „Der Herr „Seelsorger" wollte seine Sprachorgane nicht ohne Entgelt anstrengen," beiseite lassen sollen.

Das Verdienstliche einer solchen Arbeit habe ich ohne Weiteres zugestanden, nur hätte Brainin etwas deutlicher den allgemeinen historischen Hintergrund zeichnen sollen, namentlich wäre uns eine genauere Information über das russisch-jüdische Schulwesen und eine Bibliographie von Mapus Schriften und dem auf ihn bezüglichen biographischen Material erwünscht gewesen. Ueber das moderne Hebräisch habe ich bereits in No. 6 gesprochen

und die Rücksicht auf Setzer und einen Theil des Lesepublikums hindert mich daran, meine Anschauung durch Beispiele ausführlich zu illustriren. Ausdrücke, wie החקוי וההתבוללות Seite 53 für Amalgamation läßt man sich hie und da gefallen, aber שפת המעשה für die Sprache des Geschäftslebens, Seite 62, ist schon etwas schwer verständlich. Mapu selbst ist die beste Widerlegung dieses modernen Jargon, der mich an den Aktenstyl des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Manches heutige Hebräisch liest sich etwa wie der Bericht des Finanzraths Manitius aus dem Jahre 1745 über die Behandlung der Juden, wenn er behauptet, in der jetzigen Zeit werde Niemand so einfältig sein, „daß er propter dissensum in conceptionibus und der differenten Gedanken und Meynungen in Religionsbegriffen das inveteratum odium religionis annoch billigen und einer gantzen Nation deshalb die Toleranz, den Schutz und officia humanitatis zu versagen, vor recht und billig halten sollte.“

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von S. H. Sonneschein.

„Du kannst nur meine Spuren wahrnehmen, Meine Ziele bleiben unsichtbar.“ (Exodus 33, 23.)

Nur nicht vorgeben, daß wir in die Absichten und Zwecke des göttlichen Waltens und Schaffens eingeweiht sind! Der armselige Versuch, das Dasein Gottes vernunftgemäß zu beweisen, war und bleibt die teleologische Demonstration. Unsere Aufgabe ist es gar nicht, zu wissen, was Gott im Großen und Ganzen vorhat. Wir sollen und müssen uns einfach damit bescheiden, daß wir zur Erkenntniß dessen gelangen, was er von uns, den Menschen, in dieser kleinen Erdenwelt, erwartet. Und das lernen wir am besten durch Beobachtung der ethischen und ethnischen Vorgänge in der Lebensgeschichte der Völker wie in der Daseinsbethätigung der Individuen. Das Gewordene und Geschehene, das Werdende und sich Vollziehende — das allein gilt für uns als ureigentliche Offenbarungsidee der ewigen Gottheit. Allerdings offenbart sich diese Idee am reinsten nur dem Genius, der für die Gesetze des sittlich Wahren und geistig Harmonischen den prophetisch geschulten Blick hat. — Und diesen Tief- und Weitblick hatte unser Meister-Prophet Moses wie kein Anderer. Nicht Parabeln sind seine Offenbarungen, sondern streng gemeißelte Pfeiler der ewig sittlichen Weltordnung auf Erden. Keine verschwommene Sentimentalität, kein einseitiges Mitleid stempelt ihn zum Führer der Menschheit. Es ist der Regentenstab gesetzlicher Vollstreckung, die Majestät der unbeugsamsten Selbstbeherrschung, die freie, vernünftige Unterordnung dem göttlich-kategorischen Imperativ gegenüber, was diesen Propheten Moses zum unsterblichsten aller Religionsstifter macht. Seine Gottsendung ist eine empirische. Sie anticipirt nichts. Sie maßt sich nicht an, das Ziel und Ende der Dinge zu offenbaren. Sie folgt blos mit

unentwegter Treue den Spuren der Gottheit, und senkt bescheiden den Blick, wenn sie die Grenzen der menschlichen Erkenntniß, die ewig geheimnißvollen Probleme des Weltalls und der Naturgewalten, erreicht, und von der Uebermacht all dieser Mysterien geblendet, schließt sie das Auge.

Das ethische Lebensgesetz der Menschheit allein hält seine Förderer aufrecht. Wie stark muß es erst da sein, wo es sich um seinen eigenen Aufschwung handelt!" (Sotah, Seite 35 a)

Auch wir Juden sind Anhänger der monistischen Weltanschauung. Wir waren es immer, von Anbeginn des prophetischen Glaubensbekenntnisses an. Die viel später aufgetretene Bezeichnung Monotheismus, ist mehr eine dogmatische Widerrede und Ausrede, als eine positive Behauptung. Judenthum und philosophischer Monismus sind und bleiben identische Sphären. Das Eine deckt das Andere. Nur in der einen, und zwar in der Hauptfrage, gehen das klassische Judenthum und der moderne Monismus grundsätzlich auseinander, Wir kennen nur den Monismus des Geistes. Spinoza, Mendelssohn und Samuel Hirsch wiesen die wesenlose Kraft einer geistlosen Materie ab. Der ewige Gott allein ist Substanz, und alles Andere ist: Nichts! Vogt, Büchner, Haeckel, Wundt und Consorten leugnen den Geist und pochen blos auf die Erkenntniß einer materiellen Ursubstanz. Wer, was aber soll die Ethik, den Altruismus und die reine, selbstlose Idealität des Menschengeschlechts tragen, fördern, aufrechterhalten, wenn es nicht der ewige Geist der schöpferischen Allmacht und Alltreue thut? Die Körperwelt ist nichts ohne diesen Allgeist, ein Irrlicht, aus dem Sumpf emporflackernd, ein Traumgebilde, haltlos, treulos, wesenlos! Nur das Organon des Geistes ist der Träger der wahren Gottesidee, und diese Gottesidee hinwiederum ist so selbst-evident, daß sie ewig unveränderlich auf sich selber beruht, und sich selber manifestirt, Geist dem Geiste allein!

Lieber Sterne ohne Strahlen.
Als Strahlen ohne Sterne;
Lieber Kerne ohne Schalen,
Als Schalen ohne Kerne;
Geld lieber ohne Taschen,
Als Taschen ohne Geld;
Wein lieber ohne Flaschen,
Als umgekehrt bestellt! (Bodenstedt.)

Die allgenügende Natur kann züchtigen, wer an ihr gefrevelt, und sie allein mißt nach des Fehltritts Maß gerecht die Strafen ab. — Shelley.

Wer es redlich mit den Menschen meint, darf nicht müde werden, sie vor der unseligen Leichtfertigkeit zu warnen, womit sie in den wichtigsten Angelegenheiten von einem Aeußersten zum anderen überzuspringen gewohnt sind. — Wieland.

Jüdische Gedenktage.

Vorbemerkung.

Der Talmud erzählt uns die interessante Parabel von dem Manne, der zwei Frauen, eine alte und eine junge hatte. Die Alte, die nicht wollte, daß ihr Gatte zu jung aussehe, rupfte ihm die schwarzen Haare aus und die Junge rupfte ihm die grauen Haare aus, und so blieb der arme Mann „kahl von hier und kahl von dort". (Baba Kamma 60, b.) Man kann es unmöglich jedermann recht machen, eine Wahrheit, die der Zeitungsmann am meisten empfindet. Meine Sammlung jüdischer Gedenktage hat im Allgemeinen viel Beifall gefunden. Man anerkennt das Löbliche meiner Absicht, das geschichtliche Bewußtsein zu wecken. Anderseits hat es auch nicht an Tadel gefehlt. Die Berechtigung dazu leugne ich nicht, denn ich weiß am Besten die Schwierigkeiten zu schätzen. Zunz's Monatsblätter und Kayserling's Gedenktage, die mir in erster Linie als Leitfaden gedient haben, sind ebenfalls lückenhaft und unzuverlässig. Kayserling z. B. erwähnt Lasalle nicht, und Zunz sagt uns unter dem 21. September 1866, daß der Grammatiker und satyrische Autor Abraham Mapo an diesem Tage gestorben sei. Wie die Leser aus dem Literaturbericht in dieser Nummer entnehmen können, hieß der Mann nicht Mapo sondern Mapu, auch starb er nicht am 21. September 1866, sondern am 9. Oktober 1867, endlich ist er wohl kaum ein Satyriker zu nennen.

Meine Liste ist noch immer nicht komplet, wie der Leser aus dieser Nummer sehen kann, in der des Geburtstages des verdienten wissenschaftlichen Autors Meyer Friedmann gedacht wird, dessen Name in der Liste der Juni-Gedenktage fehlt. Eine ganze Anzahl von Namen habe ich schon für die ersten sechs Monate nachgetragen. So fehlte mir der Geburtstag unseres wackeren Mitarbeiters Gustav Gottheil, 30. Mai 1827, obwohl wir erst vor vier Jahren seinen 70. Geburtstag begingen. Uebersehen war auch Abraham Mapus Geburtstag, 11. Januar 1808, der Geburtstag des berühmten Hof-Faktors Samson Wertheimer, des Gönners meines Ahnen Jakob Eliezer Braunschweig, für den ich also sicherlich persönliche Sympathie haben müßte, 17. Januar 1658, der Todestag des Rabbiners von Stettin, Abraham Treuenfels, 30. Januar 1879, an dessen Blatte, „Israelitische Wochenschrift," ich jahrelang mitgearbeitet habe, zu schweigen von dem hervorragenden Sanskritisten Theodor Goldstücker, der um seiner Religion willen auf eine Karriere im Vaterlande verzichtete, oder dem Antisemiten J. G. Fichte, die ebenfalls im Januar hätten genannt werden sollen.

Ein anderer Vorwurf richtet sich gegen manche der in die Liste aufgenommenen Namen. Diesen Vorwurf will ich gerne ertragen, obwohl er in erster Linie sich gegen die Aufnahme der getauften Juden richtete. Heine, Börne und Joh. Em. Veith gehören jedenfalls in diese Liste, denn sie gelten unseren Feinden als Juden, und sie beweisen uns, daß der Jude, wenn er ehrlos genug ist, seine Religion zu verleugnen, in die Zirkel Zutritt erlangen kann, die sich den Semiten verschließen, daß er mit einem Worte keiner race inferieure angehört. Dieses tröstliche Bewußtsein erwächst uns am meisten

aus den Namen mittlerer Bedeutung, wie etwa des Philologen Bernhardy oder des Juristen S. M. Meyer. „Sei wie alle Anderen und du gehörst nicht mehr der semitischen Race an,“ sagen uns diese geschichtlichen Namen. „Der ganze Semitismus ist ein Deckmantel für die Brutalität deiner Freinde.“

Ein anderer Vorwurf betrifft die Charakteristik der einzelnen Namen. Ich muß zugeben, daß dieser Vorwurf in einzelnen Fällen gerechtfertigt ist. Die Schwierigkeit liegt aber auf typographischem Gebiete: ich will mich, wo möglich, auf eine Zeile beschränken. Wie kann ich daher die Bedeutung von Sabbathei Baß, dem Gründer der Druckerei von Dyhernfurt, darstellen, ohne seine Biographie zu schreiben, und wie kann ich die Bedeutung von Gustav Freytag für die jüdische Geschichte zur Darstellung bringen, ohne seinen Roman „Soll und Haben“ zu charakterisiren, ihn mit einem Artikel des „Grenzboten“ vom Jahre 1849 über die Judenemanzipation in Verbindung zu bringen, seine „Journalisten,“ seine Biographie Jakob Kaufmanns, seinen Aufsatz „Jesuiten und Juden,“ seine Antheilnahme an der Gründung des Vereins zur Bekämpfung des Antisemitismus zu besprechen u. s. w.? Meine lieben Kritiker werden gebeten zu bedenken, daß ich überhaupt nicht viel Haare, und nur sehr wenige schwarze habe. G. D.

Gedenktage. — Juli.

1\. 1244 Juden-Statut Friedrich II. von Oesterreich.
1298 Elia ben Samuel in Rom verbrannt.
1805 Pinchas Hurwitz, „Haphlaa,“ Rabbiner in Frankfurt a. M., gest.
1849 S. Francolm, Prediger und Schriftsteller, gest.
1852 G. A Schapiro, Professor der Medizin, St. Petersburg, gest.
1861 Bernhard Beer, Privatlehrer, Dresden, gest.
1878 Gleichberechtigung der Juden in Rumänien vom Berliner Congreß angenommen.

2\. 1453 Alvaro de Luna, spanischer Staatsmann, enthauptet.
1805 Joseph v. Hirsch, Finanzier, Vater Moriz v. Hirsch's, geb.
1812 Sigm. Stern, ein Führer der der Radical-Reform, geb.
1833 Francis H. Goldschmid, als erster Jude zur Advokatur in England zugelassen.
1863 Isaak Benjakob, Bibliograph, Wilna, gest.
1871 Anglo Jewish Association gegründet.

3\. 1840 Mansion Haus Versammlung in London protestirt gegen Damaskus Affaire.
1844 Dankmar Adler, Architect, Stadt Lengsfeld, geb.
1869 Religionsfreiheit in Deutschland proklamirt.

4\. 1349 Jehuda ben Ascher, Talmudist, Toledo, gest.
1632 Isabella Nunez Alvarez verbrannt, Madrid.
1842 Hermann Cohen, Professor, Marburg, geb.
1843 Michel Beer, Schriftsteller, Nancy, gest.

5 1828 Hendel Bassewi, Wohlthäterin, Prag, gest.
1832 Ludwig Robert, Dichter, Baden-Baden, gest.
1852 Barney Barnato, südafrikanischer Minenbesitzer, London, geb. [handwritten: 14 Juni]
1853 Isaak Levin Auerbach, Prediger, Breslau, gest.
1857 Baron David Ginzburg, jüdischer Gelehrter, geb.
1894 Betty Paoli, Dichterin, Konvertitin, gest.

6\. 1348 In Tarega (Katalonien) über dreihundert Menschen ermordet.
1624 Hirsch Lentschütz (Darschan), Prag, gest.
1707 Samuel ben Alexander, Mathematiker, gest.

Necrolog von Steinschn. H. B. VI. 108.

6. 1723 Leonora Alvarez verbrannt.
1743 Chajim Ibn Attar, talmudischer Schriftsteller, Jerusalem, gest.
1821 Leone Levi, National-Oekonom, geb.
1842 Nehemias Trebitsch, mährischer Landesrabbiner, Prag, gest.
1882 Samuel E. Meyer, Rabbiner, Hannover, gest.
1898 Cornelius Herz, bekannt aus der Panama-Affaire, gest.
1899 David Kaufmann (Professor, Seminar Budapest), Karlsbad, gest.
1900 Gustav Born, Professor, Breslau, gest.

7. 1676 Aron Samuel Kaidanower, talmudischer Autor, gest.
1754 Aron Worms, talmudischer Autor, geb.
1806 J. Daniel Itzig, angesehener Vertreter der Judenschaft, Berlin, gest.
1836 Hofdecret verlangt von Rabbinern in Galizien Gymnasial-Bildung.
1863 Eduard Fischel, volkswirthschaftlicher Schriftsteller, Paris, gest.
1889 El. Karpeles, Rabbiner, Wien, gest.
1891 Ludwig Chronegk, Intendant des Meininger Hoftheaters, gest.
1894 Sir Henry Bayard, Assyriologe, gest.

8. 1690 Aaron Teomim, Rabbiner in Worms und Krakau, gest.
1810 G. G. Valentin, Physiologe, Professor, Bern, geb.
1824 K. W. Wisotzki, russischer Philanthrop, geb.
1831 Seligman Heller, Dichter, Raudnitz, geb.
1863 A. B. Piperno, hebräischer Dichter, Livorno, gest.
1894 Aug. Dillmann, protestantischer Theologe, Exeget, Berlin, gest.

9. 1391 Juden in Valencia erschlagen.
1639 Joseph Trani, talmudischer Autor, Konstantinopel, gest.
1667 Abraham Atias verbrannt in Cordova.
1730 Bermann Halberstadt, genannt Lehmann, Hofjude, gest.
1749 Ezechiel Katzenellenbogen, Rabbiner, Altona, gest.
1791 Samuel Sar Schalom Finzi, Prediger, Ferrara, gest.
1825 Julius Oppert, Orientalist, Hamburg, geb.
1871 Lelio della Torre, Professor an der Rabbinerschule, Padua, gest.
1890 Imanuel Ritter, Prediger der Reformgemeinde, Berlin, gest.
1893 Israel Josua, Rabbiner und talmudischer Autor, Kutno, gest.

10. 1773 Meir Teomim, Rabbiner, Lemberg, gest.
1787 Joh. Emanuel Veith, Konvertit, berühmter kath. Prediger, Kuttenplan, geb.
1818 Joseph Meyer, Professor der Medizin, Stralsund, geb.
1874 Guiseppe Levi, Uebersetzer der talmudischen Parabeln, Vercalli, gest.

11. 1605 Abraham Gawison, hebräischer Dichter, Algier, gest.
1622 Abraham ben David, talmudischer Autor, Lemberg, gest.
1865 Elia H. Lindo, jüdischer Historiker, London, gest.

12. 1753 Moses Dobruska, Dichter, Konvertit, Brünn, geb.
1814 Gesetz über Isr. Kerkgenootschap erlassen, Holland.
1845 Hen. Wergeland, Kämpfer für die Rechte der Juden in Norwegen, gest.
1896 M. Kirstein, geheimer Sanitätsrath, Berlin, gest.
1899 Israel Hildesheimer, Direktor des orthodoxen Seminars, Berlin, gest.
1900 Jos. Oppenheim, Redacteur der Neue Freie Presse, Wien, gest.

13. 1105 Salomo Isaki, Raschi, gest.
1788 Isaac Formegini, Vertheidiger weltlicher Bildung, Triest, gest.
1816 Gustav Freytag, deutscher Dichter, Darsteller jüdischer Charaktere, geb.
1843 Rheinische Stände petitioniren um Emancipation der Juden.
1846 Rabbiner-Versammlung in Breslau eröffnet.

14. 1683 Nathan Nata ben Moses erschlagen in Ungarisch Brod.
1748 Kaiserin Maria Theresia nimmt Ausweisungsbefehl der Juden zurück.
1785 Mordechai M. Noah, der erste Zionist, Philadelphia, geb.
1835 Leo Lewanda, russischer jüdischer Schriftsteller, geb.
1851 August Neander (David Mendel), Verfasser einer Kirchengeschichte, gest.

14. 1862 Ludwig Fulda, Dichter, Frankfurt a. M., geb.
1899 Jeanette Schwerin, Kämpferin für Frauenrechte, gest.
15. 1572 Isaac Luria, Kabbalist, gest.
1900 S. Kristeller, verdient um jüdisches Gemeindeleben, Berlin, gest.
1811 Moses Wassermann, Rabbiner, Stuttgart, geb.
1841 Jacob Kaplan, hebräischer Schriftsteller, gest.
1843 Louis Marcus, verdienstvoller Gelehrter, Paris, gest.
1845 Rabbiner-Versammlung in Frankfurt a. M. eröffnet.
16. 1816 Senior Sachs, hebräischer Literaturhistoriker, geb.
1829 G. J. Ascoli, berühmter Philologe, Triest, geb.
1836 Isidor Rosenthal, Physiologe, geb,
1891 Lewin Goldschmidt, Professor, Jurist, Berlin, gest.
1900 J. Brasch, Maler, gest.
17. 1349 Juden in Meiningen verbrannt.
1728 Ephraim Cohen, Rabbiner, Modena, gest.
1831 Meir Polak, Grammatiker, Amsterdam, gest.
1840 Isaac Leonini Azulay, spanischer Dichter, London, gest.
18. 1255 Moses Abulafia ben Meir Halevi, Arzt, Toledo, gest.
1775 Karl v. Rotteck, Geschichtsscheiber und Antisemit, geb.
1819 Jeh. Behak, talmudischer Autor, geb.
1836 Nathan Rothschild, Gründer des Londoner Hauses, gest.
1873 David Salomons, Vorkämpfer der bürgerlichen Rechte der Juden in England, gest.
1889 M. Frankenburger, bayerischer Abgeordneter, Nürnberg, gest.
19. 1510 Achtunddreißig Märtyrer in der Mark Brandenburg verbrannt.
1263 Disputation in Barcelona.
20. 1633 Natan Nata Spira, Rabbiner und Autor, Krakau, gest.
1722 Jehuda Briel, italienischer Autor, gest.
1808 Napoleons Dekret über die Juden.
1819 H. B. Oppenheim, Abgeordneter und national-ökonomischer Schriftsteller, geb.
1822 Jacob Landau, Sohn des Noda Bijehuda, Brody, gest.
1832 A. L. Davids, Verfasser einer türkischen Grammatik, London, gest.
21. 1498 Kaiser Max, Dekret, Ausweisung der Juden von Nürnberg betreffend.
1718 Schabtay Baß, Buchdrucker und Autor, gest.
1805 Jisai Berr Bing, Kämpfer für Emancipation der Juden in Frankreich, gest.
1841 A. S. Levy, Mathematiker, Paris, gest.
1846 Benedikt Schott, Direktor der Jakobson-Schule, gest.
22. 1209 Ein Tag des Unglücks für Juden in Frankreich.
1306 Desgleichen.
1298 Juden in Rothenburg erschlagen.
1798 Meir Schiff, talmudischer Autor, gest.
1810 Abraham Abrahamson, Graveur, Berlin, gest.
1817 Lazar Wogue, theologischer Schriftsteller, geb.
1823 L. Bamberger, deutscher Reichstagsabgeordneter, geb.
1885 David Honigman, Novellist, Breslau, gest.
1890 Moritz Duschak, Rabbiner und Autor, gest.
1895 Rudolf Gneist, Vertheidiger der jüdischen Rechte.
23. 1298 Heimsuchuug der Juden in Würzburg.
1626 Sabbathai Zewi, Pseudo-Messias, geb.
1832 Ad. Pollitzer, Mussiker, geb.
1843 Jacob Epstein, Philanthrop, Warschau, gest.
1847 Preußisches Judengesetz erlassen.
1885 U. S. Grant, Präsident der Ver. Staaten, der Autor einer judenfeindlichen Ordre, gest.
1892 Kapitän Meyer, als Opfer des Antisemitismus im Duell gefallen.

24. 1636 Elia Loanz, hebräischer Autor, gest.
1716 Gemetzel der Juden in Posen.
1894 Goldman, Rabbiner, Eschwege, gest.

25. 1196 Juden in Leon erschlagen.
1644 Juden in Valladolid verbrannt.
1644 Alarcon, Proselyt, in Valladolid verbrannt.
1739 Joh. Chr. Wolf, Bibliograph, gest.
1818 Alb. Sassoon, Banquier in Bombay, geb.
1840 Jacob Lazard, Mitglied des Synhedrion unter Napoleon I., gest.
1880 Moses Lattes, jüdischer Geschichtsschreiber, gest.
1894 Isidor Cohnstein, medizinischer Schriftsteller, Berlin, gest.
1900 J. Levitan, Maler, Moskau, gest.

26. 1799 O. L. B. Wolf, Improvisator, Konvertit, Altona, geb.
1806 Jüdische Notabeln-Versammlung in Paris eröffnet.
1815 Robert Remak, Mediziner, Posen, geb.
1844 Karl Streckfuß, Schriftsteller über Juden-Emancipation, gest.
1856 Eis. Gräber, hebräischer Autor, geb.
1858 Lionel Rothschild ins englische Parlament zugelassen.
1893 Paul d'Abrest (Cohn), Schriftsteller, gest.
1887 Lionel Louis Cohen, M. P., London, gest.
1894 Ed. Tauwitz, Komponist, Prag, gest.

27. 1656 Spinoza in Bann gethan.
1671 Abraham Fonseca, rabbinischer Autor, Hamburg, gest.
1782 Jacob Chasak, hebräischer Autor, Padua, gest.
1808 S. Formstecher, Rabbiner, Offenbach, geb.
1825 Jakob Salomon Bartholdy, Legationsrath, Konvertit, gest.
1855 Salomon von Rothschild, Finanzier, Wien, gest.
1870 Hermann Hersch, Dramatiker, Berlin, gest.
1874 Anselm Salomon von Rothschild, Finanzier, Wien, gest.

28. 1639 Aaron Berachja, liturgischer Schriftsteller, Modena, gest.
1789 Meir Barby, Rabbiner, Preßburg, gest,
1876 Preußisches Austrittsgesetz erlassen.
1883 Ad. Ginsberg, Maler, gest.
1885 Moses Montefiore, der große Philanthrop, gest.
1899 Emil Breslaur, Musikschriftsteller, Berlin, gest.

29. 1384 Zweihundert Juden in Nördlingen erschlagen.
1612 Abraham de Portaleone, talmudischer Autor, gest.
1849 Max Nordau, Schriftsteller und zionistischer Führer, geb.
1893 Julius Aronius, Historiker, gest.
1895 Jos. Derembourg, Orientalist, gest.
1900 Fürst Urusow, Vertheidiger der Juden, gest.

30. 1576 Moses Provenzale, Director, Mantua, gest.
1836 Gust. Oppert, Philologe, Hamburg, geb.
1895 Otto v. Bismarck, deutscher Reichskanzler und Gönner der Antisemiten, gest.

31. 1840 Nachman Krochmal, hebräischer Autor, gest.
1841 Moses Teitelbaum, chasidischer Rabbi, gest.
1876 Joachim L. Lederer, Dichter, gest
1886 Salomon Ganzfried, rabbinischer Autor, gest.

Frau zu dem Manne, der ihr Vorwürfe macht: Warte nur, bis ich gestorben bin. Du wirst mich mit den Nägeln aus dem Grabe herauskratzen wollen. Mann: Und wie kratzt man schon!

(Für die „Deborah“.)

An Bernhard Bettmann!

(Antwort auf sein Gedicht: „Es war ein Traum.“)

Ein Dichter bist Du, doch zugleich ein Denker,
Und Denker sollen nicht in Träumen leben.
Blick' auf zum Himmel, zu dem Weltenlenker,
Denk' an die Sterne, die im Aether schweben.
An's Denken halt' Dich, laß das Träumen,
Der Dichterwald weiß nichts von leeren Bäumen.
Was Du geliebt hast, was Du treu besessen,
Du hast es noch! Es lebt Dir unvergessen!

Es giebt ein Wiedersehn! Weg mit dem Bangen!
Und freien Schwung verleih' dem Manneszühlen.
In Deinem Herzen das innigste Verlangen
Zum Lichte strebt's, und nicht zu Schattenspielen.
Wo solch' geheimnißvolle Sehnsucht glüht,
Naht auch Erfüllung, obzwar nicht verfrüht!
Blick' vorwärts, Freund, und schaue nie zurück,
Es kommt, es naht das ewige Seelenglück!

Des Moines, Ia. S. H. Sonneschein.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, und — die Sprache ein Juwel!

Es giebt ein echtes, es giebt ein falsches Judenthum. Das Eine ist prophetisch, das Andere — pro „Fetisch.“

Falscher Schmuck und bezahltes Lob stillen zwar den Eitelkeitsdurst. Sie steigern jedoch gar häufig die Gier nach echtem Schmuck und wahrem Lob bis zum verderblichen Wahnsinn.

Viel Böses erstirbt,
Manch Gutes verdirbt
Im langen, verworrenen Ringen.
Die Rosen zerpflückst du,
Die Dornen erdrückst du,
Und glaubst so, die Ruh zu erzwingen.
Du irrst dich, mein Herz!
Nur in blühender Einheit
Bannen Freude und Schmerz
Des Lebens Gemeinheit.

Da hat ein junger jüdischer Maler, ein Franzose, namens Levy, den ersten Preis unter allen Ausstellern im jüngsten Pariser „Salon“ davongetragen. Da wird das antisemitische Gespenst wieder „spucken.“ Doch das „Feuerspeien“ haben sie sich nachgerade abgewöhnt. Sie hatten in den jüngsten paar Monaten gar zu viel Pech. Sie „theeren und federn“ sich jetzt gegenseitig.

Die Frau in der rabbinischen Literatur.

Ein Vortrag, gehalten vor der Oriental Loge
— des —
U. O. B. B. in Chicago,
— von —

Max Heller,
Rabbiner in New Orleans, La.

Meine Herren und Damen!

Indem ich es unternehme, diesen unsern Unterhaltungsabend zu einem der Loge würdigen zu gestalten, jenen geistigen Bestrebungen möglichsten Vorschub zu leisten, zu deren Verfolgung wir ein Kommittee ernannt und beauftragt haben, bin ich mir freudig bewußt, einen edlen Zweck zu bewahrheiten, den sich der Orden der Bene Brith von seinem ersten Anfang an vorgesetzt und leider nur zu oft um geringerer kleinlicherer Ziele willen vernachlässigt und außer Acht gelassen hat. Kunst und Wissenschaft zu fördern, die Liebe für das Judenthum und seine Geschichte zu stärken und zu veredeln, das Bruderband enger als durch bloß materielle Interessen zu knüpfen, das waren die erhabenen Gedanken, die an der Wiege unseres Ordens standen, die ihm zu seinen ersten begeisterten Anhängern, die ihm zu Würde und Ansehen bei der Außenwelt verhalfen. Und wenn heute, nach so vielen Jahren mächtigen Bestandes so manches fruchtbare Feld der Thätigkeit brach liegt in unserem Orden, wenn die Stimme einer schlecht verhüllten Selbstsucht lauter und lauter wird und er sich abzuwenden anfängt von Wissenschaft und Religion, von der herrlichen Vergangenheit wie von der lichtvollen Gegenwart unseres Judenthums, so ist es dieses Verlassen schönster Jugendträume, diese Treulosigkeit gegen das heilige Salböl unserer Priesterschaft, an denen der Orden erlahmt, verarmt gedankenlos und ziellos umherirrt. Dem gegenüber hilft bloß *ein* Mittel: die aufrichtige, gewissenhafte Rückkehr zu edleren, höheren Bestrebungen, ein wiedererwachendes Interesse für die bewegenden Fragen der Judenheit und des Judenthums, eine echte unverfälschte und kräftig bethätigte Begeisterung für all die hehren Geistesthaten der Vergangenheit, für all die goldenen Hoffnungssterne einer idealen Zukunft. Indem wir diese wichtigen Wahrheiten offen erkennen und ehrlich in's Auge fassen, haben wir Sie, meine Herrn und Damen, zum heutigen Unterhaltungsabende eingeladen, weder zu Zwecken engerer Geselligkeit, noch zur Erheiterung und Belustigung, sondern zu einer Belehrung und geistigen Erhebung, die, wenn auch nicht in das düstere Gewand grauer Theorie, sondern eher in die grünen Farben des Lebens gekleidet, doch sich selbst ernster Zweck und alleiniges Ziel sein soll. Dies nach Kräften zu erreichen, ein verständiges Interesse zu *schaffen* oder zu erhöhen für jene altersgrauen Zeiten, in denen an dem Bau unseres Judenthums so gewissenhaft und aufopfernd gemeißelt und ge-

zimmert wurde, ist das Maß unserer Wünsche und werden wir uns in dem Bewußtsein einer erfüllten Gewissenspflicht reichlich belohnt und entgolten wissen.

Es ist unsere Absicht, in dem kleinen Rahmen dieses Abends, womöglich ein großes und kräftiges Bild zu zeichnen von einem Gegenstande, der wohl schwerlich verfehlen kann, allgemeines Interesse zu erregen, von der Stellung der Frauen im talmudischen Zeitalter. Ihnen allen ist es bekannt, daß sich in jenem Jahrtausende jüdischer Geschichte, das sich etwa zu gleichen Theilen um den Anfang unserer Zeitrechnung vertheilt, daß sich in dieser Zeit der gewaltigsten Umwälzungen in der politischen Stellung der Juden jenes Riesenwerk aufbaute, das der Scharfsinn und die erhabenen Gesinnungen, der Wissenstrieb und sittliche Adel der Rabbinen von zehn Jahrhunderten zu dem unsterblichen Denkmale jüdischen Geistes aufgethürmt haben, als welches der Talmud heute dasteht, eine Schatzkammer noch unausgebeuteter Wahrheiten, ein unabsehbares Meer, schäumend im Sturme der Debatten, aber mit unbewegten Wassern in der Tiefe, wo im Sande und auf den Felsen die farbenreiche Perle verborgen ruht. Von kühnen Seefahrern und muthigen Entdeckern ist dieses große Meer nach unzähligen Richtungen durchkreuzt und erforscht worden; unerschrockene Taucher haben so manche unschätzbare Perle heraufgeholt aus seinen Tiefen, aber noch sind Schätze ohne Zahl ungehoben, und kaum hat uns der Kompaß eingehender Forschung die wichtigsten Pfade gelehrt, die auf diesem Ozean zu sicheren Häfen führen. Und wenn wir auch heute jene Gesetze in all ihren Verzweigungen kennen, um welche als Kern sich diese Literatur eines Jahrtausendes schart, wenn wir auch von dem Verfahren, den Beweggründen, den Zwecken und Idealen, die dieser Gesetzgebung eigenthümlich waren, das Wichtigste wissen, wenn wir auch die Zeit- und Ortsumstände in großen Umrissen erforscht habeu, welche den Bildungseifer jener Männer bald in diese, bald in jene Pfade lenkten, wenn auch moderne Gelehrte zu Tage gefördert haben die wissenschaftlichen Erkenntnisse jener Zeit, wenn auch mit Benutzung so manches unscheinbaren Hinweises hie und da Licht geworfen wurde auf die eigentliche Wesenheit jenes Abschnittes der jüdischen Geschichte, so ist doch noch immer das Kulturbild jener Zeiten, selbst wie es den Gelehrtesten vorschwebt, ein verschwommenes, kaum ahnen wir mehr als die Hauptströmungen des damaligen Lebens, während noch kein Forscher es unternommen hat, aus den unzähligen Winken und Andeutungen ein solches Zeitengemälde von jener Periode zu entwerfen, das uns mitten hinein versetzt in die Altagsformen, das geschäftliche, staatliche und häusliche Treiben damaliger Juden, das kräftig veranschaulichen, vor unsern Augen wiedererwecken würde, die verblichenen Schatten jener denkwürdigen für Judenheit und Judenthum so ergiebigen Epoche.

Nicht um diese beklagenswerthe Lücke auch nur theilweise auszufüllen, sondern um einen Schritt näher heranzutreten an das innere Gemüthsleben jener Tage, haben wir ein Thema gewählt, das Streiflichter auf damalige Denkarten werfen soll, ein Thema, das von allgemein menschlichem und doch auch geistig-geschichtlichem Interesse ist: Was dachten die Rabbinen von den Frauen? — Welche Rechte die Rabbinen den Frauen ertheilten,

welche Pflichten sie ihnen auferlegten, welche Beschränkungen im öffentlichen und religiösen Gebiete das Weib vom Manne abschieden. Das sind Fragen und Stoffe, die schon vielfach und wiederholt dargestellt und erläutert wurden, Gegenstände übrigens, die uns nicht eigentlich einführen in die tieferen und geheimeren Denkweisen jener Zeit. Unser Ziel soll es dagegen sein, den Maßstab zu zeigen, den die Rabbinen an das Weib legten, ihre Ansichten über die Vorzüge und Fehler des Weibes, über seine Bestimmung, seine wahre Würde und sittlichen Rechte. Es ist wiederholentlich gesagt worden, daß eines Menschen wahres sittliches Wesen danach beurtheilt werden könnte, wie er von den Frauen denke. Besuchen wir also mit einer solchen Absicht die Rabbinen, lauschen wir auf ihre Gedanken und bemessen wir daran einerseits die Höhe ihrer Bildung, die Wahrheit ihrer Beobachtungen, andererseits die Reinheit und den Edelmuth ihrer Gesinnungen.

Wer da erwartet, daß sich die alten Rabbinen ein Blatt vor den Mund genommen und sei es aus Galanterie oder im Hinblick auf drohende Gardinenpredigten, einen einstimmigen Lobgesang auf die Frauen erhoben haben, der wird sich einfach getäuscht finden: die Rabbinen nehmen es eben, wie immer auch hier recht ernst mit der Wahrheit. Freilich wissen sie auch hier viel Schönes und Wahres zu sagen, und ich glaube, Sie werden mit mir staunen über die tiefblickende, scharfsichtige Menschenkenntniß, die aus ihren Worten erhellt; nichtsdestoweniger aber wiesen sie mit ebenso sicherer Hand auf jene liebenswürdigen Schwächen des schönen Geschlechts hin, die, wie es scheint, schon von Evas Zeiten her auf alle ihre Urenkelinnen verpflanzt wurden. Herrlich und wahr haben die Rabbinen jenen Zauber am Weibe dargelegt, der da zu gleicher Zeit den Schatz ihres Herzens bildet, sie an den Mann als ihre natürliche Stütze anweist und ihre Frömmigkeit zu einem tiefgefühlten Vertrauen, zu einer ungeheuchelten Menschenliebe macht. Die Frau, sagten sie, ist schüchterner, als der Mann; eine Frau, heißt es im Bande Jebamoth, schämt sich, vor Gericht zu gehen; der Mann kann betteln, heißt es in Kethuboth, die Frau ist zu schamhaft, von Thüre zu Thüre zu gehen. Und doch sind die Frauen selbst mildthätig, wie an mehr als einer Stelle ohne Widerspruch von irgendwelcher Seite dargethan wird, gastfreundlich mehr als der Mann, indem sie um das Wohl ihrer Gäste aufrichtig und thätig besorgt sind, und es ist ein hohes und erhabenes Lob, das ihnen gezollt wird, wenn ein ungenannter Talmudlehrer ausruft, daß Gott dem Weibe ein größeres Vertrauen eingepflanzt als dem Manne, ein Lob, welches unverhüllt dem Weibe das größere Maß echter Religiosität zuerkennt. Und so konnten denn Rabbinen, wie der unsterbliche Akiba, selbst Gatte einer edlen, frommen und opfermuthigen Frau, ihren Zeitgenossen und einer späten Nachwelt die tiefgefühlten Worte begeistert zurufen, daß alle Geschlechter und Zeitalter blos ihren frommen Frauen zu Liebe gerettet und erhalten werden, und daß die Befreiung aus egyptischer Sklaverei ausschließlich und allein dem Verdienste weiblicher Frömmigkeit zuzuschreiben sei.

Und nun in dem Lichte dieser idealen und doch richtigen Auffassung des echten weiblichen Wesens mit seinen zarten Blüthen eines edel empfindenden Herzens, werden wir den Spott und Tadel besser verstehen und belächeln

können, der die Schwächen und Mängel des weiblichen Geschlechts so unbarmherzig aussucht und so treffend kennzeichnet. Die Frau ist eitel, sagen die Rabbinen; sie beneidet ihre Nachbarin blos um ihre Schönheit; eine Frau würde viel lieber schön wohnen und sich schön kleiden, als wie der Ausdruck heißt, fettes Kalbfleisch essen; eine enthaltsame Frau, heißt es im Bande Sotah, giebt es nicht; die Frauen, heißt es an verschiedenen Stellen, die ich zusammenfasse, sind genäschig, geschwätzig und undankbar; zehn Maß Geschwätz, heißt es, wurden der Welt zu Theil; die Frauen haben sich neun davon genommen und blos eines den Männern gelassen. Vor den geistigen Gaben des Weibes hatten die Rabbinen, trotz einiger Beispiele von gelehrten Frauen, nicht die geringste Achtung; klug und berechnend ist die Frau, das gaben sie zu und zitirten dabei ein Sprichwort jener Zeit: איתתא בחדי שותא פילכא ein Weib spinnt die Fäden der Intrigue im anscheinend unschuldigen Gespräch; aber sonst waren sie weit davon, anzuerkennen, daß das Weib geistig mit dem Manne auf einer Stufe stehe; die Frau hat keine Geschicklichkeit außer am Spinnrocken; Frauen haben keine Meinungen, lassen sich leicht überreden; lieber die heilige Schrift verbrennen, als sie Frauen lehren; und, wer da seine Tochter in der Schrift unterrichtet, lehret sie Ungeziemendes. In wiefern solche unzweideutige Aussprüche für jene Zeiten gerecht waren, in wiefern sie andererseits blos landläufige Ansichten darstellen und in den damaligen Beschränkheiten und Vorurtheilen wurzeln, steht uns nicht zu, zu beurtheilen; genüge es uns, zu erkennen, daß die alten Rabbinen konsequent und zielbewußt sprachen und handelten, als sie demgemäß dem Weibe das wahre Gebiet ihrer Thätigkeit anwiesen; die Frau, sagten sie, soll im Hause thätig sein; die faulen Frauen der Stadt Mechusa wurden mit Räubern verglichen; sie soll nicht den Mann ernähren; das wäre eine Schande für ihn und kein Segen ruht auf solchem Gelde, wie es die Rabbinen ausdrückten; aber sie soll nicht viel auf der Straße verkehren, es steht ihrer Bescheidenheit nicht an, Kinder in den Schulen zu lehren, und selbst das Wirken biblischer Prophetinnen mißbilligen die Rabbinen לא יאה לחירותא לנשי Die Erleuchtung steht dem Weibe nicht an, Frauen wie Deborah und Hulda, die Prophetinnen, sind den Rabbinern unweiblich. Ueberhaupt hüteten sich die Rabbiner, in einer Art Uebermaß von Frömmigkeit und ängstlicher Vorsicht vor dem allzu lebhaften Verkehr mit Frauen; bekannt ist die Warnung Jose b. Jochanan's aus Jerusalem אל תרבה שיחה עם האשה: Sprich ja nicht zu viel mit dem Weibe; sehr häufig die Androhungen, daß der allzugroße Weiberfreund Unglück über sich bringe, sein Wissen verlöre und am Ende gar dem verrufenen Theile des Jenseits, dem גיהנם anheimfallen werde. Ja, dem Gelehrten ist es eine Schande, heißt es in Berachot, mit einem weiblichen Wesen auf der Straße zu sprechen, und schließlich, man höre und staune, wird sogar angerathen, sich nach dem Befinden einer Frau überhaupt nicht zu erkundigen. Es ist dies Alles, wie wir zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse hinzufügen müssen, ein Zeichen nicht der Weiberfeindlichkeit, sondern vielmehr einer übertriebenen, orientalisch gefärbten Aengstlichkeit. Wie hoch und edel zu gleicher Zeit die Rabbinen von der Bestimmung des Weibes dachten (über das Wesen

des Weibes führten wir ihre Aussprüche einleitend an), soll die folgende Stelle anschaulich machen, die wir aus dem Midrasch Bereschith Rabba frei übersetzen.

Rabbi Josua aus Sichnin sagte im Namen Rabbi's, des Verfassers der Mischna, wie folgt:

Als Gott Eva erschaffen wollte, da erwog er, aus welchem Theile Adams es am besten wäre, sie zu bilden. Aus dem Kopfe, sagte er zu sich, will ich sie nicht bilden, dann würde sie den Kopf zu hoch tragen in ihrem Stolze; aus dem Auge auch nicht, sie könnte sonst neugierig werden und Alles sehen wollen; auch aus dem Ohre nicht, sonst würde sie an allen Wänden horchen und alles Gerede erfahren wollen; nicht aus dem Munde, sonst würde sie geschwätzig; nicht aus dem Herzen, sonst würde sie Alles begehren; nicht aus der Hand, sonst würde sie alles betasten; nicht aus dem Fuße, sonst würde sie fortwährend auf der Straße umherlaufen, anstatt im Hause zu bleiben, wie ihr geziemt; sondern aus dem edelsten Theile des menschlichen Körpers will ich sie bilden, denn rein und edel und züchtig sein, das ist der höchste Beruf des Weibes. Und als der Ewige dem schlafenden Adam die Rippe entzog, und als er dem ersten Menschen die gleichgestellte Genossin erschuf, da sagte er bei jedem Gliede, das er ansetzte: Sei züchtig und rein, Weib, züchtig und rein!

Kann man, frage ich, ein sinnigeres Bild entwerfen, kann man eine höhere Vorstellung von dem wahren Adel der Weiblichkeit selbst in den herrlichsten Dichterworten aller Völker und Zungen vorfinden, als in diesem einfachen, ungeschmückten Sätzen? Freilich so ganz ungespöttelt entläßt auch dieser schwungvolle Prediger, denn einer Predigt damaliger Zeiten ist der Ausspruch höchst wahrscheinlich entnommen, das schöne Geschlecht durchaus nicht; denn, fährt er fort, trotz alledem wurden all die Rathschläge des Herrn vereitelt, obwohl er sie nicht aus dem Kopfe schuf, klagt Jesaias über die Frauen, die hochmüthig einherschreiten, und darüber, daß sie die Angen nach allen Richtungen umherwerfen, obwohl der Schöpfer sie absichtlich nicht aus dem Auge bildete; Sarah ist eine Horcherin, da die Engel bei Abraham zu Gaste sind; Rahel ist neidisch und macht sich mit den Götzen ihres Vaters zu schaffen, und Dinah, die Tochter Jakobs, kommt durch das Ausgehen zu Falle; so ist denn doch, schließt augenscheinlich der Prediger, das Weib allen diesen Fehlern trotz göttlicher Vorsicht anheimgefallen.

Wir haben in dem Bisherigen jene Aussprüche der Rabbinen zusammenzufassen gesucht, die auf das Weib im Allgemeinen, ihre Tugenden und Mängel, ihre Stellung und ihren Beruf im Leben Bezug haben; zu dem Gesagten ließe sich wohl Manches hinzufügen, das in entfernterer Weise weiblichen Werth und weibliche Schwächen bezeichnet; Sprichwörter wie diese: Eine junge Betschwester und eine freundliche Wittwe sind nicht Dinge dieser Welt; ein Mädchen ist ein Rosenkranz, eine Alte ist ein Dornenkranz; oder Greis im Hause, Last im Hause; Greisin im Hause, Schatz im Hause; doch haben wir bisher unberührt gelassen die wichtigste Stellung des Weibes, die im Eheleben, und all die sittlichen und psychologischen Fragen und Umstände, die sich aus diesem Verhältnisse naturgemäß entwickeln. Kräftig und nach-

drucksvoll leuchtet dem gesunden Verstande und dem praktisch moralischen Sinne der Rabbinen von Anfang an die Nothwendigkeit der Ehe ein; in ungemessenen Ausdrücken wird der Mann verdammt, der nicht vor dem zwanzigsten Lebensjahre sich ins eheliche Joch schmieden läßt; ein solcher Hagestolz ist von Gott verflucht, sagt die eine Talmudstelle; eine andere hält ihn für ewig der Sünde verfallen; eine dritte versagt seinem Leben alles Gute, Freude, Segen, Friede, ja das Wissen selbst, und schließt in kühlster Weise mit der Behauptung, ein solcher sei kein Mensch. Eine Kriegserklärung also einem Kant und Spinoza, einem Lasker und Voltaire, die es wagten, ihre Lebenspfade ohne Genossen durchzuwandeln. Noch größer aber ist natürlich die Nothwendigkeit der Ehe für das Weib; da ist Alles erlaubt und Alles gerathen, um nur den alten Jungfernstand auf das Minimum herabzusetzen. Unter allen Umständen ist es besser, so heißt es an mehr als einer Stelle mit Bezug auf das Weib, zu zweit zu leben, als einsam; weit mehr als der Mann wünscht zu ehelichen, wünscht das Weib geehelicht zu werden, und energischer kann wohl kaum ein Rathschlag gegeben werden als dieser oft wiederholte des Talmud: Ist Deine Tochter heirathsfähig, so setze Du deinen Sklaven frei und gieb ihr ihn zum Manne. Dafür aber, daß der Mann die Initiative ergreifen muß, trotzdem er weniger nach der Ehe verlangt, stellen ihm die Rabbinen eine Belohnung in Aussicht: Wenn ein Mann heirathet, werden ihm seine Sünden vergeben. In dem Satz könnte man leicht Ironie vermuthen, aber absichtlich wurde sie keinesfalls hineingelegt.

Wahrhaft schön und erhaben ist dagegen die Werthschätzung und die Achtung, welche die Rabbinen dem Eheweibe zollen, eine zarte Würdigung, die an die begeisterten Lobesworte des Spruchschriftstellers über das Biederweib, die אשת חיל erinnern. In den treffendsten aller talmudischen Wortspiele wird geistreich und sinnig zugleich ausgeführt, daß über einem guten Ehepaare die göttliche Weihe ruht איש ואשה זכו שכינה בינהם, während ein ewiges Feuer des Unfriedens das unverträgliche Ehepaar schließlich verzehrt. אשתו כגופו דמי Weib, das ist eigen Leib, ist ein oft gebrauchtes Prinzip. Freilich ist auch hier wahr, daß Gleich und Gleich sich gern gesellt, und das wird in zwei talmudischen Sprüchen ausgedrückt, natürlich in der Bildersprache jener Zeiten איהו בי קרי איהי בי בוציני ist er eine große Melone, so ist sie eine kleine, und אין מזווגין לאדם אשה אלא לפי מעשיו ein Mann heirathet gewöhnlich das Weib, das er verdient. In einer guten Ehe jedoch, da ist es das Weib, das Segen und Glück in das Haus bringt. Ein Mensch findet Heiterkeit und Ruhe blos bei seinem ersten Weibe. Nicht ein Segen strömt auf das Haus eines Menschen herab durch das Verdienst eines Andern als seines Weibes, und Alles läßt sich verschmerzen und ersetzen, nur das Weib der Jugend nicht, für sie giebt es auf Erden keinen Ersatz; ihre Schönheit ist am größten in ihres Gatten Augen, sie verklärt sein Antlitz und sie festigt seine Kraft (sie stellt ihn auf die Füße, sagt der Talmud), wenn er nach Hause kommt, und Ordnung ihren hehren Glanz über sein trautes Heim ausgießt. Und das ist denn auch den Rabbinern das eigentlich passende Schmeichelwort für ihre Gattinnen מימי sagt Rabbi Josse, der Gallilär, לא קראתי לאשתי אשתי אלא ביתי in meinem Leben habe ich meine Frau nie

Frau genannt, sondern nannte sie mein Heim; und daß dieser liebende Ehemann nicht allein stand in der Beziehung, beweist der häufig gebrauchte talmudische Ausdruck דביתהו, der dieses Liebeswort bald zur landläufigen, unbewußten Phrase stempelt. Und wenn daher das Weib stirbt oder wenn die Scheidung das eheliche Band auflöst, dann ist ein unermeßliches Unglück geschehen. Das Weib, sagt der Talmud, stirbt blos ihrem Manne; aber um jeden Menschen, dessen Weib zu seinen Lebzeiten dahinschied, verfinstert sich die ganze Welt, ihm ist, als ob der Tempel in seinen Tagen zerstört worden wäre, und Thränen vergießt der heilige Altar über ihn, der da seine Frau verstieß.

Wie aber ist das Weib in der Ehe zu behandeln? Dem jungen Manne räth der Talmud, in der Wahl der Lebensgefährtin vorsichtig zu sein, aber lieber eine Stufe herabzusteigen und unter seinem Stande zu heirathen; dem Ehemann wird Nachsicht und Rücksicht geboten איתתך גוצא גחין ותילחש לה ist deine Frau klein, beuge Dich nieder zu ihr, wenn Du mit ihr sprichst; verboten ist es, sagt ein Rabbiner, die Gattin selbst zur Befolgung eines Gebotes zu zwingen; und warnend ruft ein Anderer rohen Männern zu: Habet Achtung vor der Thräne eines Weibes; denn des Weibes Thräne bringt dem Gatten Strafe. Ein Mensch liebe seine Frau wie sich selbst, er ehre sie höher wie sich selbst, dann erst wird Frieden in sein Zelt einkehren. Weniger allgemeine Zustimmung wird der folgende Rath gewinnen: Ein Mensch soll immer weniger essen und trinken, als ihm seine Mittel erlauben, sich kleiden, soviel ihm seine Mittel gestatten; aber sein Weib und seine Kinder über seine Mittel ehren und schätzen. Freilich scheint auch dies keine allzugroßen Ansprüche zu bezeichnen; denn obwohl einerseits gesagt wird, daß Juwelen das höchste Begehren des Weibes sind, lesen wir im Bande Kethuboth, daß, wer da seine Frau kostbar kleiden will, sie in Linnen kleiden möge. Interessant ist der Zusatz: und wer seiner Tochter eine weiße Haut verschaffen will, der gebe ihr Geflügel zu essen und Milch zu trinken; auch ein recht einfaches Schönheitsmittel, eine talmudische Variante des deutschen Sprichwortes: Milch und Brot macht Wangen roth. Indessen ehrt es die Frauen jener Zeit trotz ihrer Vorliebe für Juwelen, daß der Talmud in dem Bande Sabbath anerkennt: ein anständiges Weib belade sich nicht mit Schmucksachen, um sich damit zu brüsten.

Aber Böses wußten auch die Rabbinen von ihre Ehefrauen zu erzählen und gar manche traurige Erfahrung mag wohl den Anstoß gegeben haben zu den zahlreichen Aussprüchen, welche mehr als einer der alten Talmudlehrer gegen אשה רעה das böse Weib richtete. Es ist eine gute That, einem bösen Weibe den Scheidebrief auszuschreiben, und kann man sie nicht scheiden, weil man außer Stande ist, ihre Mitgift zurückzuzahlen, so ist es eine ewige Folter. Alles Böse, ruft ein Rabbiner aus, nur nicht ein böses Weib.

Ein böses Weib, sagt ein Anderer, ist fortwährendes Unwetter. Wer im Leben ein böses Weib gehabt, heißt es in Erubin, der sieht im Jenseits die Hölle nicht, und in einem Midrasch wird von vierzehn bösen Dingen, die aufgezählt werden, das Weib als das Letzte und Aergste dargestellt. Soweit ging die Furcht der Alten vor bösen Weibern, daß sogar ein noch jetzt

gebräuchliches Gebet אלהי נצור לשוני מרע in seiner ersten Fassung um Schutz bat, nicht nur gegen böse Krankheiten, sondern auch gegen ein böses Weib. Freilich, wenn man hierauf liest, wie trotzig und verächtlich dieser vor seinen Schülern von seinem Weibe behandelt wird, und wie Abba Areka von seinem Weibe immer Linsen bekam, wenn er Erbsen verlangte und Erbsen, wenn er um Linsen bat, bis sein Sohn beide Eltern zu hintergehen wußte, dann wird man wohl begreifen, daß diese Stoßseufzer bedrängter Gelehrten wohl nicht so ganz ohne Berechtigung gewesen sein mögen. — Zwei berüchtigte Plagen moderner Zeit, die Stiefmutter und die Schwiegermutter, scheinen sich damals noch keines ausgeprägten Rufes erfreut zu haben; ich finde nur die Schwiegermutter erwähnt und dann lobend, daß sie das Wohl ihrer Tochter wünsche und vor dem Schwiegersohne Respekt habe; das weist gewiß nicht darauf hin, daß damals Schwiegermütter in üblem Rufe gestanden wären.

Und so sind wir denn am Ende unseres Stoffes angelangt, was die Rabbinen in ihrer Zeit von dem Wesen und der Stellung der Frau dachten; wir haben ihre Aussprüche ohne Deutung und Auslegung angeführt und es versucht, ohne irgend welche Ausschmückung seitens der Phantasie ein Bild herzustellen von dem damaligen Denken und Treiben. Das Bild ist natürlich nach vielen Seiten hin ein unvollendetes, unklares; eines jedoch soll und wird hoffentlich einleuchten aus dem Verständnisse der angeführten Lebegestalten; als ein niedrigeres Wesen haben die Rabbinen nie das Weib betrachtet; ihr war die öffentliche Welt verschlossen, die weibliche Würde verbot ihr, sich aus dem häuslichen Kreise hervorzuwagen, und auch die wichtigsten religiösen Pflichten blieben dem Manne vorbehalten; aber weder das Christenthum, noch die wilden Germanen brauchten in das Judenthum einzuführen die wahre Würdigung der Frauen, sie lag tief begründet im jüdischen Charakter und hatte beredten unübertroffenen Ausdruck gefunden in Worten der heiligen Schrift. Leere Gedanken, hohle Spiegelfechterei kannten die Rabbinen nicht in ihrem ernsten, einfachen Betragen; in der zarten und doch männlichen Rücksicht auf die Schwächen des Weibes, in dem Ehrgeiz, ihre Schützer zu sein gegen Unrecht und Rohheit, wichen sie nicht den ungeschlachten Raufbolden des Mittelalters. Das ewig Weibliche zog auch sie hinan, sie schätzten und ehrten es, und das jüdische Weib wuchs heran zu dem hehren Ideale, das sie ihm vorgesetzt, rein und züchtig, fromm und mild, ein Segen im Hause, eine Säule der Religion, ein Muster und Vorbild vor der ganzen Außenwelt.

Ein Vermächtniß: Mein geliebter Mann: ich weiß, es geht mit mir zu Ende; ich schulde Gott meine Seele und dem Bäcker fünf Gulden. — Mann: Das braucht Dich nicht zu beunruhigen, zahle Du nur Gott, was Du ihm schuldig bist; den Bäcker werde ich bezahlen.

Rundschau.

Meyer Friedmann, der verdienstvolle Gelehrte und Lektor an dem Wiener Beth Hamidrasch und an dem Rabbinerseminar daselbst, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag. Friedmann ist am 15. Juni 1831 in Haraßt in Ungarn geboren. In der hergebrachten Weise ausschließlich im Talmud unterrichtet, bildete er sich als Autodidakt zu einem unserer hervorragendsten Gelehrten und hat seit 1864, als er an dem Beth Hamidrasch in Wien angestellt wurde, eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Hauptsächlich das Gebiet der rabbinischen Literatur verdankt ihm werthvolle Bereicherungen. Seine Ausgaben älterer rabbinischer Schriften, wie des Sifre, den Mechilta, der Pesikta Rabbethi, und neulich des Elija Rabbethi werden seinen Namen dauernd der jüdischen Literatur erhalten. Außerdem hat er in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen einen großen Scharfsinn und eine stupende Gelehrsamkeit entfaltet. Ganz besonders großartig war der von ihm geführte Nachweis, daß unser Talmudtext aus einem Urtext mit wiederholten Interpolationen entstanden sei. Er entwickelte diese Ansicht zuerst in einer seinem Kollegen J. H. Weiß zu dessen 70. Geburtstag gewidmeten Brochure und und führte dieses Prinzip in seiner dem Wiener Orientalisten-Kongreß vorgelegten Ausgabe des Traktates Makkoth durch. Bei einem solchen Anlasse ist es nicht an der Zeit, von technischen Divergenzen zu reden, trotzdem will ich seine Erklärung des Onkelos-Problems mit einem Worte berühren, weil dieses uns den Mann verständlicher macht. Die kritische Ansicht, zu der ich mich rückhaltlos bekenne, sieht in der Nachricht, daß ein Proselyt, namens Onkelos, den Pentateuch ins Arameniſche übersetzt habe, nur eine Entstellung der Thatsache, daß ein Proselyt, namens Akylas, den Pentateuch in's Griechische übersetzt hat. Friedmann hingegen bleibt bei der Ansicht stehen, daß es zwei Proselyten gegeben habe, die sich als Bibelübersetzer hervorthaten, und zwar thut er das, weil man nicht so schlechtweg eine Tradition diskreditiren dürfe. Darin liegt das Charakteristische Friedmanns. Er ist nicht nur Theologe mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen. Unsere jüdische Literatur hat sich im Allgemeinen als eine gesunde Beschäftigung erwiesen. Der gegenwärtige Nestor jüdischer Literaten, Chajim Selig Slonimsky in Warschau, ist 1810 geboren. Ihm schließen sich J. H. Weiß, Friedmanns Kollege am Wiener Beth Hamidrasch, geboren 1815, und M. Steinschneider, geboren 1816, als hohe Achtziger an. Neben ihnen ist der rüstig schaffende M. Kayserling, geboren 1829, noch ein Jüngling. Möge Friedmann diesem Beispiele folgen.

Die Zionisten jubilieren. Der Sultan hat Herzl mit einem zionistischen Beth Din empfangen, hat dem König von Zion einen Orden verliehen, und die Herren Zionisten thun so geheimnißvoll, wie Diplomaten aus der Wiener Kongreßzeit. Nun, so viel ist gewiß. Der Sultan hat Herzl nicht eingeladen, um sich zu erkundigen, welche Sorte Zigaretten er rauche, andererseits ist auch nicht bewiesen, daß der Sultan schon bereit sei, ein suzeränes Königthum Palästina nach dem Muster von Bulgarien oder Kreta anzuerkennen, aber auf alle Fälle bleiben wir der Ansicht, daß selbst, wenn Palästina

schon von dem Sultan an Dr. Herzl abgetreten und diese Abtretung von den Mächten sanktionirt wäre, der Genius der Geschichte das Projekt nicht zur Reife gedeihen lassen würde. Wenn der Sultan nach Münchhausens Rezept eine Fabrik zur Erzeugung von Luftsteinen konzessioniren würde, so folgte daraus noch nicht, daß ein aus diesen Luftsteinen erbautes Schloß auch eine Realität werden müßte.

Die französischen Juden sind von jeher eine eigenthümliche Gesellschaft gewesen. Neulich hat aber ein Advokat, namens Rene Weil, doch den Vogel abgeschossen. Das Journal „Matin" enthielt unter dem Titel La Tribu (Die Nomaden) einen antisemitischen Artikel, und Herr Weil schreibt an die Zeitung, daß wohl die Vorwürfe gegen die Juden gerecht seien, aber er und seinesgleichen seien keine Juden mehr, ja der ganze jüdische Kultus sei katholisch. Solche Züge von Dummheit und charakterloser Kriecherei sind nur zu häufig in Frankreich, und unter diesen Verhältnissen ist es nur zu gerechtfertigt, wenn der bekannte Literat U. Ginzberg sich im Haschiloach die Lection des „Univers Israelite," der den russischen Juden räth, sich zu okzidentalisiren, verbittet. Anderseits geht auch hier die Leidenschaft zu weit, denn, man mag von den Franzosen denken, was man will, so bleibt es doch Thatsache, daß die ausschließlich talmudische Erziehung, der rohe Aberglaube und die weltflüchtige Anschauung des Klauswesens mit daran Schuld tragen, wenn der russische Jude mit Armuth und sozialer Zurücksetzung zu kämpfen hat.

Die Antisemiten in Deutschland sind einmal wieder recht böse auf den Kaiser, den sie — und, wie uns scheinen will, nicht ganz ohne Grund — zu den Ihrigen zu zählen gewohnt waren. Der Kaiser hat Herrn Ballin, ein Mitglied des Verwaltungsrathes der Hamburg-Amerika-Linie, in längerer Privat-Audienz empfangen und dem New Yorker Vertreter dieser Gesellschaft, Herrn Emil Boas, einen Orden verliehen. Die Zeit des Hofjudenthums ist vorüber, und überdies ist es fraglich, ob die genannten Herren an dem Judenthum irgend welchen Antheil nehmen. Von Herrn Boas wurde uns das Gegentheil versichert. Trotzdem ist uns die Sache nicht gleichgültig. Hat der Kaiser die genannten Herren so ausgezeichnet, so that er es, weil sie dem Vaterlande durch ihre kommerzielle Thätigkeit Dienste leisteten, und je mehr Seine Majestät bei allen Gelegenheiten Christenthum als Grundlage der Zivilisation und des Patriotismus preist, desto unverdächtiger ist sein Zeugniß, daß die Juden nicht um sich, noch um das Judenthum, sondern um die Gesammtheit sich Verdienste erworben haben.

☞ Von Herrn Maurice Flügel in Baltimore erscheint demnächst ein Werk: „Die Philosophie der Arier, Hindus und Juden. Von demselben Autor ist kürzlich ein Werk: „Israel, das Volk der Bibel" erschienen, das von der europäischen Fachpresse mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Mittheilungen aus dem und an das Publikum.

Aus einem Briefe von Rabbiner Dr. Ph. Bloch — Posen.

Was Sie von dem seligen Dr. Bamberger sagen, hat seine volle Berechtigung. Ich war von Breslau aus mit Bamberger sehr befreundet und kann mit aller Sicherheit behaupten, daß das, was im Fall Mapu erzählt wird, ganz ausgeschlossen ist. Die näheren Verhältnisse kenne ich freilich nicht.

Herr Professor John Uri Lloyd, Verfasser des Romans Stringtown on the Pike ersucht uns, folgende Aufforderung zu veröffentlichen. In seinem Roman kommt ein Soldatenlied vor, das mit den Worten beginnt:

Oh, yes, I am a Southern girl, and glory in the name.

Herr Professor Lloyd hat dieses Lied von Soldaten der konföderirten Staaten in Kentucky singen hören, und möchte gern seinen Autor feststellen. Verschiedene Namen sind genannt worden, aber von Keinem kann die Autorschaft genügend nachgewiesen werden. Sollte es Einem unserer Leser gelingen, unter den bisher genannten Namen den rechten nachzuweisen, erhält er einen Preis von fünfzig Dollars. Ist der Name des überzeugend nachgewiesenen Autors nicht unter den schon Genannten, erhält derjenige, der ihn einsendet, hundert Dollars. Die „Deborah" wird sich freuen, zur Aufhellung einer Episode in dem interessanten, auch in das jüdische Gebiet übergreifenden Roman beigetragen zu haben.

Halberstadt, 26. Mai 1901.

An die Redaktion der „Deborah".

Ihre Zeitschrift, sehr geehrter Herr Professor, wird mir ziemlich regelmäßig von einem in Beaumont, Texas, lebenden Onkel zugesandt und lese ich dieselbe mit vielem Interesse. So bot mir auch namentlich der in Heft 1 erschienene Artikel „Der moderne Jude in französischer Beleuchtung" vieles des Interessanten und Lehrreichen, umsomehr, als ich den darin besprochenen Roman des bekannten Schriftstellers Anatole France noch nicht gelesen habe. Es ist ja auch namentlich einem Kaufmanne nicht gut möglich, mit der ziemlich bedeutenden Fruchtbarkeit der heutigen Schriftstellerwelt stets so au courant zu sein, wie es wünschenswerth wäre. — War es mir nun gleich merkwürdig, aus Ihrem in Rede stehenden Artikel das einigermaßen antisemitisch gesinnte Herz von Anatole France, des rühmlichst hervorgetretenen Dreyfusarden, schimmern zu sehen, so freute es mich umsomehr, aus einem Feuilleton-Artikel der gewiß auch Ihnen bekannten „Frankfurter Zeitung" zu ersehen, daß Ihre Auffassung, die in dem beregten Artikel Ihres geschätzten Blattes niedergelegt ist, dem berühmten Franzosen doch vielleicht Unrecht thut, und der Schriftsteller vielleicht nur — wie der Verfasser des Artikels der Frankfurter Zeitung meint — mit beißender Ironie zeichnen wollte, was ihn bei Ihnen in den Verdacht des Antisemiten brachte.

Vielleicht bietet Ihnen der Ihnen separat zugehende Artikel des genannten Blattes willkommene Gelegenheit, der Gerechtigkeit wegen auch der An-

sicht dieses Artikelschreibers in Ihrer geschätzten Zeitschrift Rechnung zu tragen und dabei vielleicht einige Worte über die miterwähnte Novität „Decadence," in der ja auch der Antisemitismus eine Rolle spielt, beizufügen.

Indem ich hoffe, mit dieser Anregung ein Interesse an Ihrem geschätzten Blatt bethätigt zu haben, um das Sie einleitend hier die Leser ersuchen, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung Siegmund Strauß,

---

In den Sprüchen heißt es: Wie frisches Wasser auf eine müde Seele, so ist eine freundliche Nachricht aus fernem Lande. Somit sind wir Herrn Strauß verbunden. Anderseits ist der Artikel in der Frankfurter Zeitung keine Widerlegung meiner in No. 1 geäußerten Ansicht über France's Buch. Ich zitirte ja daselbst (S.15) seine Verurtheilung des Antisemitismus. Wenn er aber alle jüdischen Charaktere des Buches als unsauber, taktlos, aufdringlich, gewinnsüchtig, protzenhaft und kriecherisch darstellt, so ist diese Darstellung eben eine praktische Rechtfertigung des theoretisch verurtheilten Antisemitismus. G. D.

An die „Deborah".

Dem Idealen sind sie abgewendet,
Das Materielle ist der Seele Ziel —
Der Summen für die Sinnenlust verschwendet,
Ihm ist ein Scherflein für ein Buch zu viel.

Du hoffst umsonst, das Edle zu beleben,
Es bleibt doch Alles, Alles wie zuvor;
Magst noch so kräftig du die Stimm' erheben,
Sie leihen deinen Worten nicht ihr Ohr.

Der Mammon ist's, wonach sie gierig streben,
Wer And'res sucht bei ihnen, ist ein Thor.
Das goldne Kalb, wie einst vor grauen Jahren
Umtanzen sie, verachtend Gott, den wahren.

Der Mann, der ehrlich ist und auch bescheiden,
Er hofft vergebens auf der Menschen Gunst.
Dem frechen Gaukler blühn des Lebens Freuden,
Der sie versteht, des Heuchelns list'ge Kunst.

Und willst du schreiben, nun, so schreib Romane,
Recht schlüpfrige, die lesen sie so gern.
Laß lachend sie in ihrem dumpfen Wahne,
Du, nimm zum Muster dir die Wetterfahne. —

Doch, vergebens streut man nicht der Wahrheit Saaten,
Und wenn auch Tausende im Schlamme waten,
Und vor dem Mammon knien, ihrem Hort —,
Es leben noch, die im Lichte wandeln hier und dort.

Und ist dir auch kein äuß'res Glück beschieden,
Ein reines Glück trägst du in deiner Brust.
Was auch des Schicksals Urne dir mag bieten,
Du bist dir deines edlen Thun bewußt.

In deiner Seele wohnt des Himmels Frieden,
In deiner Seele wohnt des Himmels Lust.
So hab' die Feder nochmals ich ergriffen,
Gespannt den Bogen und den Pfeil geschliffen.

Chicago, Ills. Jacob Klein.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Nun ja, sehen Sie, muß ich Sie wegen dem na . . . Kerl stören. Also, ich habe bei Jokew eine Kuh geschlachtet, und wie ich „gebadkent" habe, sage ich: Es ist eine „Serche" auf der linken Seite. Adolf, sei vorsichtig, mach' ein „Malbusch." Sagt er: Das braucht man nicht. Ich werd' sie schon so herausbekommen. Sag' ich: Untersteh' dich nicht, du „Parechkopf." Er aber drängt mich weg, steckt die Hand hinein und reißt die „Serche" ab; nimmt die Lunge heraus, natürlich hat sie „mewazbez" gewesen. Sag' ich: Jetzt hast du's, du „Azus Ponim!" Trephe! Fängt Jokew an, einen Lärm zu machen. Ich will ihn zugrunde richten. Ich thue das absichtlich. Er wird mich beim Vorsteher verklagen. Er bezahlt mehr zur Gemeinde, wie jeder Andere. Ich habe nur gesagt: Hätt' Adolf einen Malbusch gemacht! Ich hab ihn gewarnt. Je mehr ich ruhig war, desto mehr hat er geschrien. Auf den Lärm ist sein Weib herausgekommen. Sie kennen doch Machle, Herr Rabbiner, können Sie sich vorstellen, was sich da gethan hat. Vor Allem ist da ein Geschrei geworden, daß die ganze Nachbarschaft zusammengelaufen ist. Was auf der Welt Schlechtes ist, hat sie mich geheißen, ein' Räuber, ein' Mörder. Bei Allem, was mir heilig ist, ich habe Angst bekommen. Man kriegt doch Leute zu sehen, wenn man — ich soll's können in Freuden erzählen — fünfundvierzig Jahre Schochet ist. Wir haben schon einen hier gehabt, der war ein Gesell bei dem Grüner, das ist schon lange her, Peter hat er geheißen, das war ein regelrechter Rozeach. Er hat auch einmal einen Menschen todtgestochen, aber, so soll ich gesund sein bei Weib und Kind, ich hab' noch lieber mit Peter zu thun, wie mit der Machle. Kurz —

„Haben Sie wirklich ganz geschwiegen, Stampfer?" unterbrach ihn der Rabbiner lachend.

„Man ist doch ein Mensch!" war die Antwort. „Ich habe gesagt: Ich gehe zum Herrn Rabbiner, soll er es ausmachen."

„Weiter gar nichts, Stampfer?"

„Nun, man sagt ein Wort, aber doch nichts Böses. Ich hab' gesagt: Wenn sie wäre da gelegen statt der Kuh, hätte ich sie koscher geschochten."

„Sonst nichts?"

„Nein, nur Adolfleben muß ich mir lassen bis morgen. An einem Tage darf man nicht eine Kuh und ein Kalb schächten."

„Sehen Sie, dadurch verderben Sie es sich mit den Leuten," sagte Steinbach stirnrunzelnd. „Nun zeigen Sie mir, was Sie da im Tuche haben, da Sie schon einmal gekommen sind."

Stampfer faltete ein Tuch auseinander, in welchem eine Rindslunge war. Hier ist es, rief er, indem er auf eine Stelle an dem unteren linken Lungenlappen wies.

„Wir wollen es einmal ansehen," sagte der Rabbiner. „Rosa, machen

Sie uns auf dem Tische ein wenig Platz und geben Sie uns etwas lauwarmes Wasser."

Das Mädchen, offenbar mit diesen Vorgängen bekannt, entfernte das Küchengeschirr, so schnell sie konnte, legte eine Decke von Wachstuch auf den Tisch und stellte einen Topf mit dampfendem Wasser daneben.

„Das ist zu heiß," sagte der Rabbiner. „Thun Sie etwas mehr kaltes Wasser hinzu."

„Ist es so recht?" fragte sie, nachdem sie den Auftrag ausgeführt hatte.

„Ganz recht," erwiederte der Rabbiner, nachdem er seinen Finger in das Wasser getaucht hatte.

„Wollen Sie auch das trephene Messer, Herr Doktor?" fragte Rosa wieder.

„Nein, danke, es ist Alles in Ordnung."

Stampfer begann nun in die Luftröhre hineinzublasen, daß sich die Lungen mit Luft füllten und sich ungeheuer ausdehnten.

„Ein wenig gelassener," kommandierte der Rabbiner. „So, jetzt ist's genug!"

Stampfer hielt seine Hand fest über der Oeffnung der Luftröhre, während der Rabbiner die einzelnen Lungenlappen sachte durch seine Hand gleiten ließ. Als er zu der lädirten Stelle kam, nahm er ein wenig Wasser in seine hohle Hand, hielt es unter diese Stelle und sagte: „Stampfer, nun noch einmal, recht sachte!"

Stampfer, der von der früheren Anstrengung sich noch nicht erholt hatte und ganz roth im Gesichte war, ließ die Hand los, preßte seine Lippen an die Oeffnung der Luftröhre und begann mit der ganzen ihm zur Verfügung gebliebenen Lungenkraft, die ihm aus dem Untersuchungsobjekte entgegenströmende Luft durch die Gewalt seines Athems zurückzudrängen. Das Wasser in der Hand des Rabbiners brodelte und warf mächtige Luftblasen.

„Es ist genug," sagte er in ziemlich gedrückter Stimmung. „Lassen Sie sein."

Der arme Stampfer ächzte und wischte sich mit einem mächtigen, roth und blau getupften Taschentuch den Schweiß von der Stirne. „Wenn ich daran gedacht hätte," stieß er mühsam hervor, „hätte mir der Adolf müssen mitgehen. Der hätte müssen blasen, bis er zerspringt, soll ich leben und gesund sein; ff, ff!"

Der Rabbiner warf einen mißbilligenden Blick auf den Alten, während er für sich den Fall überdachte. Er runzelte die Stirne, bewegte den Kopf leise hin und her; von Zeit zu Zeit legte er den Zeigefinger auf die Lippen oder auf die Nasenspitze, dann schloß er die Hand zur Faust, hob und senkte sie mit aufwärtsgerichtetem Daumen, sein Nachdenken in leise summenden Tönen andeutend.

„Hm, hm, Max," sagte er endlich, „was meinst Du?" Und an Stampfer sich wendend, fügte er hinzu: „Mein Freund ist der Sohn von Reb Secharje Bernstadt. Den haben Sie doch gekannt!"

„Scholem alechem!" rief Stampfer freudig, indem er dem Gaste die Hand reichte: „Scholem alechem! Ob ich Bernstadter Row gekannt habe!

Meine erste Stelle war ja unter ihm. Ich war Bassist bei Schemaje Chasen und der Rebbe war damals krank und konnte nicht ausgehen. Da hat man an Jomim nauroim bei ihm im Hause Minjan gemacht und ich habe Mussaph geort. Das war das erstemal in meinem Leben. Der Rebbe hat mich auch sehr gelobt. Es ist, wie wenn ich ihn noch heute sehen würde. Er ist in seinem Lehstuhl gesessen, nur bei Schemone Essreh ist er aufgestanden. Er hat mir dann auch ein Jahr später Kabboleh gegeben. Merkwürdig! Das hätte ich mir nicht vorgestellt, daß ein Sohn von Reb Secharje nach Amerika gehen wird. Sie haben wohl den seligen Vater nur wenig gekannt?"

„Gar nicht," antwortete Max, „denn ich war nicht viel über ein Jahr alt, als er starb."

Steinbach, der die ganze Zeit über sinnend dagestanden hatte, unterbrach das Gespräch. „Wenn mein Freund Stampfer von den alten Geschichten zu erzählen anfängt, können wir bis morgen unterhalten werden. Und Sie wollen doch zu Niedermeyer schlachten gehen, Stampfer! Also, lieber Max, sage mir deine Meinung!"

„Das darf ich doch gar nicht," erwiderte der Angeredete. „Innerhalb des Bannkreises Deiner Gemeinde darf ich doch eine religionsgesetzliche Entscheidung gar nicht abgeben, zumal, da Du eine viel höhere Autorität in solchen Fragen bist als ich."

„Unser Herr Rabbiner," fiel Stampfer stolz ein, „kann es mit jedem Rabbiner der alten Schule aufnehmen. Das weiß ich, obwohl ich kein Gelehrter bin, aber wenn man fünfundvierzig Jahre, zu Buß' gesagt, Schochet ist und von Reb Secharje Kabbole hat, besitzt man eine gewisse Erfahrung. Ich habe schon mit anderen Rabbinern zu thun gehabt, die gar nicht wußten, wie anzufangen, wenn man mit einer „Schaile" zu ihnen gekommen ist, aber unser Herr Rabbiner hat Alles im Kopf. Der braucht nicht einmal den Jore dea aufzuschlagen. Sie sollen einmal hören, wie Reb Elchonon Steinberger von ihm spricht."

„Das ist meinem Freunde nichts Neues," fiel Steinbach ein. „Das hat ihm Pessach Schmereles schon heute morgens gesagt."

„Der schon dagewesen! Pessach Schmerbaucheles," begann Stampfer polternd. „Warum nicht? der Müßiggänger! Er hat nichts zu thun, wie die Leute zu belästigen. Er hat mir schon wieder heute morgens ein Tänzchen aufgeführt, weil das Ner Tomid in Schul' ausgegangen war."

„Lassen Sie das gut sein, Stampfer," bemerkte Steinbach beschwichtigend. „Nun Max, hast Du Dir eine Meinung gebildet?"

„Ich darf ja nicht," war die Antwort.

„Thue nur nicht gar so bescheiden. Ich möchte gern jemandes Anderen Ansicht in der Sache hören. Aber, da Du so zurückhaltend thust, will ich Dir meine Meinung auseinandersetzen. Die Lunge war doch an das Fleisch angewachsen Stampfer?"

„Ja, Herr Rabbiner!"

„Nun, nach dem talmudischen Grundsatze, wie er von Rab Nachman aufgestellt wurde, ist das unbedingt koscher. Diese Ansicht erhält sich bei allen spanischen Gesetzeslehrern und ist so in den Schulchan Aruch überge-

gangen. Allerdings hat Moses Isserls diese Entscheidung verworfen und nach dem Brauche deutscher und französischer Rabbiner festgestellt, daß jede Verwachsung der Lunge mit dem Rippenfell als trephe zu betrachten sei, außer, wenn sich die Serche ablösen läßt. Haben Sie versucht, sie abzulösen, Stampfer?"

„Nur ein klein wenig, Herr Rabbiner, nur, um dem Parechkopf zu zeigen, daß es koscher gewesen wäre, wenn er mir gefolgt und den Malbusch gemacht hätte."

„Sie glauben also, daß sich die Serche hätte vollständig ablösen lassen?"

„Ganz gewiß, Herr Rabbiner. Ich habe schon „Serches gerieben," die waren wie die Stricke. Unter Reb Michol Leser . . ."

„Lassen Sie gut sein, Stampfer. Wir wollen erst in die Sache Klarheit bringen. Also, wenn wir uns nach der in den Schulchan Aruch übergegangenen Ansicht von Rab Nachman richten, wäre es koscher. Nun nach Moses Issers wäre es auch koscher, wenn sich die Serche hätte ablösen lassen. Hier ist nun der Haken. Ich möchte nun sagen, daß, nachdem der Zweifel nach dem Schlachten entstanden ist, der status quo beurtheilt wird und folglich der Fall koscher ist, so lange das Gegentheil nicht erwiesen ist. Das geht ganz klar aus Tossaphot und Rambam hervor, wird auch im Schulchan Aruch ausdrücklich erwähnt, daß, wo vorausgesetzt werden kann, daß der Fleischer mit seinen Nägeln die Verletzung verursacht habe, die erleichternde Ansicht eintritt. So entscheidet auch Saul von Amsterdam in seinem Werke „Giwas Schoul," allerdings in einem Falle, bei dem man die Serche vorher nicht bemerkt hatte. Das ist nun der fatale Umstand, denn der Raschbo will den Unterschied aufstellen, daß der status quo nur dann gilt, wenn keine gleichzeitigen Verdachtsmomente vorhanden waren. Zu unserem Falle aber wäre nach Raschbo überhaupt keine Frage gewesen, denn nach dem Talmud ist die Sache koscher. Nach den deutschen Autoritäten, welche den Fall als zweifelhaft behandeln, kann man den status quo wieder gelten lassen, allerdings müßte man aber wie bei Rabbi Saul von dem Zweifel nichts gewußt haben, bis die Unmöglichkeit, die Sache festzustellen, eintrat. Dem gegenüber steht Stampfers Aussage, der als Sachverständiger vollen Glauben verdient, daß sich die Serche hätte beseitigen lassen, was nach der Ansicht des Oberrabbiners von Jerusalem Chajim David Chasan in Nedib Leb vollständig genügt, um den Fall koscher zu machen, und endlich der Umstand, daß der Metzger ein armer Mann ist und der Verlust ihn hart treffen würde. Nun" — setzte er nach einer langen Pause hinzu: „Ich glaube, wir können diesesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Was meinst Du, Max?"

„Ich bewundere."

„Mit Dir ist gar nichts anzufangen. Also sagen Sie ihm, Stampfer, diesesmal ist es koscher, aber er hat sich künftig Ihren Anforderungen zu fügen."

„Herr Rabbiner," begann der Angeredete verzweifelt, „jetzt wird gar nicht mit dem Jokew auszukommen sein. Er wird erst recht sagen, ich thue ihm Alles „lehachis."

„Also sagen Sie ihm, ich muß mir die Sache überlegen. Er soll in

Schul' kommen zu Mincha. Dann werde ich ihm die Antwort geben. Das Bischen Hangen und Bangen kann ihm nicht schaden."

„Das ist gut, Herr Rabbiner," erwiederte Stampfer. „Heute ist Jahrzeit von Schie Bär, da haben wir wenigstens einen mehr zu Minjan. Nun, ich muß gehen. Adieu, Herr Rabbiner. Adieu," wiederholte er, indem er sich an den Gast wandte. „Hat mich sehr gefreut. Es thut mir sehr leid, daß ich nicht länger das Vergnügen haben konnte."

„Mir auch, Herr Stampfer. Ich hätte mir gerne von meinem Vater erzählen lassen. Adieu!"

6. Kapitel.

Seelsorge-Praxis.

Die Freunde befanden sich auf dem Marktplatze.

„Hier, begann Steinbach, „siehst Du alle unsere lokalen Merkwürdigkeiten. Hier ist unser vornehmstes Hotel, unbestritten ersten Ranges, da es ein anderes nicht giebt. Es ist der Versammlungsort unserer haute volee, unser Theater, wenn einmal eine Schmiere hier ihr Zelt aufschlägt, unser Klublokal für politische Versammlungen u. s. w. Daran anstoßend ist das Rathhaus, ein ehemaliges Kloster. Hier siehst Du unsere Synagoge und friedlich daneben die katholische Kirche und das Pfarrhaus mit seinen altmodischen, bauchigen Gittern, sehr symbolisch den Markt beherrschend, während meine Amtswohnung ebenso symbolisch, nur durch ein Seitengäßchen zugänglich ist. Das vornehme Haus mit dem Balkon ist das Wohnhaus der Familie Hirschmann, das uns um vier Uhr zur Vesper erwartet, das Du also noch Gelegenheit haben wirst zu bewundern, und hier im Westen siehst Du unsere einzige Promenade, am bewaldeten Hügel mit der Ruine des alten Schlosses, von dem aus stundenlange Spazierwege in das Gebirge bis nach Heinrichsbad führen, dessen Reiz Du ja reichlich kennen lernen wirst."

Während die Freunde auf dem Marktplatze standen, von allen Seiten aus neugierig betrachtet, kam eine junge, blühend aussehende Frau, mit einem dreijährigen Mädchen an der Hand, auf sie zu. Die Kleine riß sich von der Hand der Mutter los, hüpfte auf Steinbach zu, erfaßte mit raschem Griffe seine Hand und drückte sie an die Lippen. Steinbach faßte die Kleine bei den Armen, hob sie in die Höhe und küßte sie auf die Stirne.

„Ich habe Ihnen gern, Herr Rabbiner," sagte die Kleine, sich an ihn anschmiegend.

„Das nenne ich ein offenes Geständniß," bemerkte Pulsnitz.

„Das freut mich recht sehr, mein Püppchen," rief Steinbach lachend, indem er in die Tasche griff und eine Düte mit Bonbons heransholte. „Dafür darfst Du auch zwei haben.

Inzwischen war die Mutter herzugekommen. „Mußt Du allemal den Herrn Rabbiner belästigen?" schalt sie. „Warte nur, bis Du nach Hause kommst, da mußt Du wieder in die dunkle Kammer, Du unartiges Ding, Du."

Nun, lassen Sie sie doch ruhig gewähren, Frau Popper," sagte Steinbach, ihr die Hand reichend. „Sie hat mir eben eine spontane Liebeser-

klärung gemacht. Fürchte Dich nicht, Berthel," fügte er, an die Kleine gewendet, hinzu, „Du kommst nicht in die dunkle Kammer, Du bist recht brav."

„Ist sie jetzt wieder ganz munter?" wandte er sich an die Mutter.

„O ja, Gott sei Dank!" erwiederte diese, indem sie sich mit der Schürze über die Augen fuhr. „Ihnen muß es auch der liebe Gott vergelten, was Sie an uns gethan haben, und auch der Frau Doktor, die unser Engel war. Ich habe auch noch jeden Sabbath eine besondere Kerze für die Bertha angezündet und das will ich mit Gottes Hilfe halten, so lange sie bei uns im Hause ist. Ja, es war eine schreckliche Woche, Gott sei Dank, daß wir es in Freuden erzählen können." Schluchzen erstickte bei diesen Worten ihre Stimme und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Die Kleine war an Diphteritis erkrankt," bemerkte Steinbach, dessen Augen gleichfalls einen feuchten Schimmer hatten, „und ihre Rettung ist ein wahres Wunder."

„Guten Tag, Frau Popper! Adieu, Berthel, bleib' recht brav!"

Die Freunde schritten eine Weile schweigend nebeneinander, bis Pulsnitz die Stille unterbrach. „Das ist der Segen des Wirkens in einer kleinen Stadt," sagte er. „Du kannst den Leuten ein wirklicher Seelsorger sein, ein Berather in Freud und Leid. Ich kann mir die Situation ausmalen. Hier ist eine arme Frau, deren einziges Kind an Diphteritis erkrankt ist. Du gehst täglich in's Haus, Du sprichst ihr Trost zu, Deine bloße Gegenwart ist ihr eine Stärkung. Vielleicht bedarf sie auch Deiner materiellen Hilfe, und Du verschaffst ihr dieselbe in einer Weise, die sie nicht beschämt. Sie sieht in Dir thatsächlich einen Abgesandten des Himmels, und da sie Dich nicht belohnen kann, gelobt sie Gott ein wöchentliches Opfer. Es ist also im Ganzen dieselbe Geschichte wie bei meinen Indianern mit ihrem Medizinmann."

„Ich muß mich in Dir erst zurechtfinden," sagte Steinbach, „Du zeigst eine Bitterkeit im Urtheile, die ich an Dir nicht gewohnt war. In diesem Falle ist es das überströmend dankbare Herz der armen Frau, das in irgend einer Weise seine Gefühle manifestiren will. Mir hat sie zum Beispiel ein seidenes Taschentuch mit einem Monogramm gestickt, das ein wahres Kunstwerk ist. Sie weiß sehr wohl, daß ich mir aus einem derartigen Luxus nichts mache, aber sie hat das Bedürfniß, mir ihre Verehrung zu zeigen, und so verehrt sie dem lieben Gott eine Kerze, weil sie sich bei deren Anblick ihre Dankbarkeit in's Gedächtniß zurückruft.

„Du bist doch ein wenig Rationalist," erwiederte der Freund. „Warum denn gerade eine Kerze? Ist diese nicht eine etwas civilisirtere Form des verbrannten Opferthieres, wie das Letztere wieder eine etwas civilisirte Verdünnung des ursprünglichen Menschenopfers ist?"

„Das bestreite ich erstens," erwiderte Steinbach, „denn alle Religion muß nicht gerade diese Entwicklungsstufen durchlaufen haben, und zugegeben, Du seiest im Recht, was beweist es, so lange die Frau sich dessen nicht bewußt ist? Zugegeben, daß unsere Mode der Hochzeitsreisen nur ein rudimentäres Ueberbleibsel des Frauenraubes der alten Zeit sei, hat diese historische Thatsache einen Einfluß auf das Glück eines jungen Paares, das seine Flitterwochen am Gardasee zubringt?"

„Die Frau Popper, welche uns eben verlassen hat, ist in mancher Richtung eine merkwürdige Person. Begabt mit einem seltenen Talente, hat sie nach dem Tode ihres Vaters sich und ihre alte Mutter durch ihre Nadel ernährt. Sie hat fürstliche Trousseaus geliefert und Damen der Aristokratie Unterricht in Stickerei ertheilt. Obwohl derartige Arbeiten nicht im Verhältniß zu dem erforderlichen Aufwand an Mühe bezahlt werden, hat sie sich ein kleines Kapital erspart. Dann macht die altjüdische Unsitte des Heiratens um jeden Preis einen grausamen Strich durch ihr Leben." —

„Unsitte!" rief Max, „Du bist ja ein Ketzer! Heißt es nicht im Talmud: „Besser zu zweien, als vereinsamt," oder: „Wenn deine Tochter herangewachsen ist, schenke deinem Sklaven die Freiheit und gieb ihm sie," und so viele andere Stellen, die Du wohl besser citiren kannst als ich."

„Max, Du erinnerst mich in Deiner Heftigkeit an die Rationalisten des vorigen Jahrhunderts und dabei hast Du mich einen Rationalisten genannt. Der Talmud giebt doch in diesen Aussprüchen keine Gesetze, sondern stellt Lebenserfahrungen auf, die wie alle derartige Prinzipien nur im Allgemeinen in der Mehrzahl der Fälle ihre Geltung besitzen, oder willst Du Sprichwörter, wie: „Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache" in solch absoluter Geltung verstanden wissen? Hätte Thomas Edison wohl Maschinist bleiben oder Kolumbus sich mit der Stellung eines Kapitäns auf einem Kauffahrer, der zwischen Genua und Marseilles fuhr, begnügen sollen?"

„Doch laß uns zur Frau Popper zurückkehren. Irgend ein wohlhabender Onkel, dem ihre Unabhängigkeit ein stillschweigender Vorwurf ist, ein unangenehmer Zwang, die arme Nichte als seinesgleichen behandeln zu müssen, sucht einen Schadchen auf, und der Letztere hat natürlich sofort eine Partie zur Hand. Popper ist ein rechtschaffener Arbeiter, aber sonst ein beschränkter Mensch und ohne alle Manieren. Er hat bisher ein Fuhrwerk betrieben. Mit etwas Kapital wird er ein Wirthshaus und eine kleine Oekonomie pachten. Bei seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit bringt er es in kurzer Zeit zum reichen Mann. Der Onkel, der selbst drei Töchter verheirathet hat, weiß wohl, daß man die Perspektiven eines Schadchen etwas discontiren muß, aber er ist es zufrieden. Die Nichte jedoch will nicht. Sie hat in vornehmen Kreisen verkehrt. Popper's Fuhrmann's Manieren sind ihr zu ungeschliffen, sie will auch nicht auf ein Dorfwirthshaus sich hinsetzen und schließlich hat sie Zeit."

„So ein wohlthätiger Onkel ist aber nicht leicht aus dem Felde zu schlagen. Ich will die Sache kurz machen. Eines schönen Tages erscheint Jonas Popper mit neuen Glacehandschuhen bei mir — ich wundere mich noch heute, daß sich diese Größe hat auftreiben lassen — und ersucht mich, seine Trauung mit Fräulein Rosalie Grünfeld vorzunehmen. Der weitere Vorgang ist leicht zu errathen. Popper ist ein Arbeiter, aber kein Geschäftsmann, Rosalie kann sich in die Atmosphäre nicht hineinfinden, und so ist in kurzer Zeit ihr Sparpfennig in den Händen der Gläubiger. Der Onkel hilft noch einmal mit einer kleinen Summe nach und hat bald das Vergnügen oder die Genugthuung, eine arme Verwandte zu haben, von der er seufzend und seine Opferfähigkeit rühmend, im Klub erzählen kann.

„Jonas Popper kommt wieder zu mir; diesmal ohne Glacehandschuhe, und klagt sein Leid. Nicht ohne harte Mühe kann ich durch eine Sammlung ihm Pferd und Wagen retten, und übrigens muß ich ihm nachsagen, daß er ein fleißiger Mensch ist; er arbeitet und ernährt sich, so daß sein Erwerb mit dem jetzt sehr kümmerlichen Lohne seiner Frau, die hier nicht für Private, sondern nur für großstädtische Geschäfte arbeiten kann, gerade hinreicht, um den Haushalt zu bestreiten. Nun wird die Kleine krank. Der Arzt diagnostizirt Diphteritis und eine Operation ist nothwendig. Ein Chirurge muß telegraphisch aus der Stadt berufen werden. Die arme Frau ist außer sich und der Rabbiner ist der einzige Rathgeber. Berufe ich den wohlthätigen Frauenverein, ist die Sache verloren. Da ist die Präsidentin, unsere Frau Hirschmann, eine vortreffliche Dame, aber etwas officiös, wenn sie ihres Amtes waltet, und immer erfüllt von constitutionellen Bedenken. Da ist eine andere Dame, die meint, Frau Popper habe es nicht nöthig gehabt, zu heirathen; eine dritte findet, Popper sei ein grober Mensch, sonst würde er längst ein vermögender Mann sein; eine vierte hat wieder Bedenken, daß alles Geld des Frauenvereins an eine Familie gegeben werden solle, und so cum gratia ad infinitum. Ich telegraphiere also, ohne jemanden zu fragen an den Professor, gebe, dem etwaigen Bedenken zu begegnen, das Bankhaus S. L. Benedikt & Söhne als Referenz für meine Zahlungsfähigkeit an. Die Zusage trifft ein und ich gehe zu Hirschmanns, um mir ihren Wagen auszubitten, damit der Professor von der Station abgeholt würde. Hier finde ich die ersten verdutzten Gesichter, die ich natürlich nicht bemerke. Der Wagen wird geschickt, der Professor erscheint, vollzieht die Tracheotomie und meine Kleine ist gerettet."

„Da er zwei Stunden Zeit hat, bis der nächste Zug abgeht, stelle ich mich ihm zur Verfügung. Ihm ist die Aermlichkeit des Hauses aufgefallen, und als ich ihn nach der Höhe seines Honorars frage, will er wissen, wer das bezahlt. Ich erwiedere wahrheitsgetreu, daß ich das nicht wisse, vorläufig werde ich es thun, und da ich eine solche Summe nicht flüssig habe, hätte ich sie unterdessen geborgt. Der Professor ist ein freidenkerischer Katholik, und als solcher ein Pfaffenfeind. Meine Erklärung kommt ihm sehr überraschend. Er fragt mich: Herr Rabbiner, werden Ihnen die Eltern bezahlen? Ich nehme meinen Vortheil wahr und erwiedere vollständig den Thatsachen entsprechend: Die können es nicht, aber einzelne wohlhabende Mitglieder der Gemeinde und unser wohlthätiger Frauenverein werden mir darin vielleicht beistehen."

„Haben Sie sich dessen nicht versichert?" fragt er wieder.

„Nein!"

„Und wenn man Sie sitzen läßt —"

„So muß ich es eben aus meiner Tasche bezahlen, Herr Professor!"

Er sieht mich eine geraume Weile staunend an. Dann sagt er: „Hören Sie, Herr Rabbiner, wenn es unter Ihren Standesgenossen viele ihresgleichen gäbe, wäre es um die Religion besser bestellt."

„Ich nehme erst recht meinen Vortheil wahr und sage: „Herr Professor, lassen Sie sich nicht im Mindesten beeinflussen. Ich habe Sie unter Garantie Ihres Honorars hieher berufen und Sie sind vollständig berechtigt, Ihre regulären Ansprüche zu stellen."

(Fortsetzung folgt.)